



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Anhang

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Anhang

I. Aus meinen Kriegsbriefen

Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, aus denen nachstehend ein Auszug gegeben wird, sind regelmäßig spät abends oder kurz vor Abgang der Kuriermappe flüchtig hingeworfen. Man darf mich daher auf gelegentliche Unstimmigkeiten oder Schroffheiten in der Ausdrucksweise nicht festnageln wollen; an eine Veröffentlichung derselben habe ich nicht gedacht. Wenn ich nach erfolgtem Zusammenbruch unseres Vaterlandes mich dennoch zu einer teilweisen Veröffentlichung entschließe, so geschieht dies, weil diese vergangenen Stimmungsbilder eine nicht unwichtige Ergänzung zu meinen „Erinnerungen“ bilden und vor allem weil sie zeigen, daß die in ihnen niedergelegten Ansichten nicht nach beendetem Krieg entstanden sind, sondern sich in allen wesentlichen Punkten mit meiner Beurteilung während des Kriegsverlaufs decken.

1914

Coblenz, 18. VIII.

Eine Welt ist gegen uns mobil gemacht. Wir müssen durchhalten bis zum äußersten, das ist die einzige Möglichkeit, unsere Stellung in der Welt zu behaupten. Bis jetzt habe ich das Gefühl, daß ich in dieser Beziehung hier nützlicher bin als in Berlin. Ob es so bleibt, chi lo sa? Pohl, losgelöst von seiner Behörde, ist zugänglicher. Ich lasse ihm alle Ehre und habe bisher den Hauptausschlag gegeben.

Coblenz, 19. VIII.

Das Ultimatum von Japan vernichtet eine 20jährige erfolgreiche Tätigkeit; aber wir müssen durch, solange als irgend möglich. Heute eine stundenlange Unterredung mit Bethmann und Jagow. Pohl war auch dabei. Ich habe alles versucht, sie fest zu machen. Zum Frühstück bei S. M. S. M. war ziemlich befriedigt von den Nachrichten aus

den Kriegsschauplätzen. Nach Tisch mußte ich über zwei Stunden mit ihm im Garten spazieren gehen. Glücklicherweise gingen wir langsam, und es war warm. Ich habe alles versucht, ihn fest zu machen. Zurzeit war es aber nicht erforderlich. Er übersah die Situation vollständig und hatte ganz klare Ansichten. Wenn er nur nicht Bethmann gehabt hätte in den letzten Jahren, so wäre alles besser geworden. Er war stolz, daß seine sechs Söhne vor dem Feinde ständen. Ich gratulierte ihm dazu. Es wäre dies auch notwendig für die Dynastie der Hohenzollern. Er war m. E. etwas zu optimistisch betreffs der Niederrückung Englands, hielt sich sehr stark an die Gerechtigkeit Gottes. Ich bestätigte dies, fügte aber hinzu, wir müßten auch unsererseits diese verdienen. Männer seien notwendig an allen Stellen. Ich konnte doch nicht den Finger in die Wunde legen, besonders da ich die Überzeugung habe, daß er Bethmanns Unzulänglichkeit vollständig erkennt.

Coblenz, 20. VIII.

Heute vormittag wieder langes Palaver mit dem sehr hilflosen Bethmann und mit Jagow. Bethmann hat nur Kontinentauffassung. Er sieht nicht, daß wir als rein europäischer Kontinentalstaat nicht mehr existieren können. Mach dich trotzdem gefaßt auf die große Möglichkeit, daß auf mich später das Anathema fällt.

Coblenz, 21. VIII.

Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen Krieg nicht zu erleben. Ich kann es immer noch nicht begreifen, daß wir mit Rußland nicht auf einen modus vivendi kommen konnten. Die Balkanstaaten scheinen nach den heutigen Nachrichten wieder flau zu machen. Werden wir das Weltnetz zerreißen, welches das perfide Albion um uns gesponnen hat? Wie furchtbar recht habe ich leider gehabt.

Coblenz, 22. VIII.

Es ist hart, hier verhältnismäßig untätig zu sitzen in einem Zeitpunkt, wo die Welt in Flammen steht. Der Sieg des Kronprinzen von Bayern hat hier großen Jubel erregt, um so mehr als noch weitere Folgen desselben erwartet werden. Wir, die Marine, können z. B. so wenig dazu tun, und das macht unsere Lage so scheußlich. Die englische Flotte bleibt in ihren Häfen und wirkt als floot in being. Das

wird so selten bei uns verstanden. Die Engländer wollen wirken durch Ausshungerung und Lähmung unseres Wirtschaftslebens. Hoffentlich hilft der Himmel, sie auch mal leiden zu lassen, weil sie seelenlos Europa in Flammen gesetzt haben. Es ist eine merkwürdige Situation: Ost- und Nordsee frei, und wir geschäftlich doch geknebelt. Vorläufig beherrscht der Landkrieg alles. Wie wird es aber später?

Coblenz, 23. VIII.

Nein, trotz der bisher einlaufenden Siegesnachrichten, jubeln kann man nicht, und hoffentlich hält sich unsere Presse damit zurück. Noch sind keine wesentlichen Entscheidungen gefallen (freilich sind im Kampf südlich von Metz 150 Kanonen genommen) und verstanden wird nicht, daß die größte Gefahr gegen die Polo spielenden Engländer immer bestehen bleibt. Wenn wir gar keine Flotte gehabt hätten, England war immer gegen uns seit Sedan. Wenn wir weiter mit der Flotte gewesen wären, so hätte es England nicht riskiert. Wenn wir nicht gänzlich geschlagen werden, müssen wir erst recht Flotte bauen; das ist der einzige Weg, durch den wir wieder Luft bekommen können für Export und Industrie. Ich zittere in erster Linie für unser Deutschland, denn ich die Wucht und grimmige Entschlossenheit nicht in dem Maß zugetraut hätte; aber zuviel Sämmlichkeit da droben!

Coblenz, 24. VIII.

Unsere Kriegshäfen sind nicht mehr bedroht. Ich bereite weitere Nutzbarmachung des dortigen Personals vor. Die Armee hat bisher ungeheure Erfolge und die Marine nichts. Das macht hier meine Lage so schrecklich nach all der zwanzigjährigen Anstrengung. Man wird es doch nicht verstehen. Es ist immerhin möglich, daß es in der Nordsee nicht zum Schlagen kommt, und ferner möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß es früher zum Ende kommt, als wir dachten. Nur England steht dazwischen. Die Kraft der französischen Armee ist jetzt schon fast gebrochen. Es kommt nun auf die Kämpfe im Norden an. Seit heute morgen stehen unsere Truppen (hoffentlich Brandenburger) im Kampf mit zwei englischen Divisionen. Wolle Gott die Erzscharken vernichten, die unser Kultureuropa in Flammen gesetzt haben, kalten Blutes, aus schnöder Herrsch- und Geldsucht. Ich kann wenig tun, und trotz der glorreichen Siege liegt es wie ein Alp auf

mir. Du wirst mir tragen helfen, wenn eine Zeit kommt, in der man mit dem Finger auf mich zeigt. Innerlich bin ich mir freilich absolut sicher, in der Flottenfrage den einzigen Weg für Deutschland eingeschlagen zu haben, den es gab, wenn unser Volk nicht herabsinken sollte.

Coblenz, 25. VIII.

Laß dich durch die Mißerfolge im Osten nicht schrecken. Das war vorauszusehen. Freilich war vielleicht unsere dortige Führung nicht Ia im Anfang. Die Kämpfe von Basel bis über Namur sind riesig und noch nicht dagewesen. Der Kronprinz hat es sehr schwer, und die Franzosen schlagen sich gut. Wir sollen nicht zu früh krähen.

Coblenz, 27. VIII.

Den Untergang der „Magdeburg“ wirst Du gehört haben, schade um das schöne Schiff! Die „Mainz“ und andere Kreuzer haben einen verwegenen Streich ausgeführt. Fast unbegreiflich, daß sie so durchgekommen sind. Hier ist alles guter Hoffnung, obwohl der von der französischen Heeresleitung allgemein befohlene Rückzug die Hoffnung wohl vereitelt haben wird, große Heeresteile abzuschneiden. Die Engländer sind auch schon abgezogen, obgleich ihnen unsere Kavallerie auf den Hacken sitzt. Letztere soll aber sehr hungern. Die Gewaltmärsche der Pommern und Brandenburger sind ungeheuer gewesen. Es scheint, daß meine Brandenburger gegen die Engländer gefochten haben. Gestern abend traf ich auf der Rheinpromenade König Ludwig, der mich mit beiden Händen empfing. Abends beim Kaiser, letzterer sehr vergnügt, besonders über die Söhne. Heute müssen die Entscheidungen in Preußen fallen. Man ist etwas besorgt wegen der gewaltigen Übermacht dort. Zur Freude über unseren Sieg kann ich noch garnicht kommen.

Es haben so viele Vertrauen zu mir und ich kann so wenig machen. Ich muß mich auch zurückhalten, solange die Armee lediglich den Sieg über die Franzosen im Auge hat und man das Ende garnicht abzusehen vermag.

Coblenz, 28. VIII.

Ich bin in großer Sorge wegen der Affäre bei Helgoland. Mir scheint, man hat sich überraschen lassen. Unsere leichten Streitkräfte sind nicht ausreichend für solche Scharmügel. Wenn das so fortgeht,

werden sie bald zerrieben sein. Die Engländer werden im großen Bogen uns mit Minen einkesseln; dann sitzt unsere Flotte gefesselt drin (bottled). Es ist furchtbar für mich! Ich bin immer gegen eine zu große Fesselung der Flotte gewesen, aber gegen die Ansicht von Pohl, Müller, des Kaisers und Bethmanns war nichts zu machen. Freilich liegt die Entscheidung bei Ingenohl, dem man das einzelne nicht vorschreiben kann. Bei der akuten Angelegenheit übersehe ich natürlich nicht die Lage. Die Armee schreitet von Sieg zu Sieg. Die Lage ist allerdings auch für sie schwieriger geworden. Meines Erachtens unterschätzt man die Hartnäckigkeit der Engländer auch für den Ausgang des Landkrieges trotz unserer Siege über die englische Armee erheblich.

Coblenz, 29. VIII.

Ich kann auch nicht hoffen, daß Wolf¹⁾ unter den wenigen von der „Mainz“ Geretteten sein wird, dazu waren die Umstände für ihn zu ungünstig. Die kleinen Kreuzer sind zu toll darauf losgegangen; aber abgesehen davon, empfinde ich so bitter, daß sie meines Erachtens nicht richtig verwendet zu sein scheinen. Man schickt sie nicht vorwärts in den Kampf mit geschützten Streitkräften, wenn man nicht große Schiffe und Torpedoboote dicht dahinter hat! Aber ich will darüber nicht rechten, denn man übersieht die Vorgänge nicht. Soviel scheint mir sicher, daß unsere Flotte nicht Vorteil hat, wenn sie die Schlacht herauschiebt. Die Überlegenheit der Engländer an leichten Streitkräften ist zu ungeheuer groß, als daß ihnen ein Verlust an diesen Teilen etwas ausmacht.

Coblenz, 30. VIII.

Worte fehlen mir über die Nachricht von Wolfs Rettung. Opfern müssen wir ja alle für unser Land. Es war aber so besonders bitter für mich, daß diese Opferung unserer kleinen Kreuzer unnötig erscheint infolge falscher taktischer Auffassung. Es ist ja wohl zu früh zum Urteilen, aber hat Ingenohl den Genius des Siegers? Pohl hat ihn sicher nicht. Ich kann aber an den Kaiser garnicht heran in diesen Dingen, was die Analogie mit dem Generalstab, unterstützt von Müller, bewirkt hat. Offenbar ist der Kaiser gegen mich scharf ge-

¹⁾ Der Sohn, Wach-Offizier auf der „Mainz“.

macht. Dabei habe ich die Empfindung, gerade in diesen Fragen mehr in der Nase zu haben, als Pohl im ganzen Schädel. Bethmann bearbeitet Pohl fortwährend, die Flotte nicht einzusetzen. Das wäre der Tod unserer Flotte nach dem Kriege. Er und die ganze Bande von Diplomaten will die Flotte verkaufen beim Friedensschluß mit England, das ist das ganze Geheimnis.

Luxemburg, 2. IX.

Die große Offensivwelle, die wie eine Walze über Frankreich und Belgien fuhr, rollt doch schon langsamer, und das Ende ist schwer abzusehen. Soeben höre ich, daß die Hauptarmee der Österreicher sich nicht glücklich geschlagen haben soll (ganz entre nous). Das ist sehr schlimm wegen der Rückwirkung auf den Balkan. Im Großen Hauptquartier ist man außer sich. Die Engländer machen Riesenanstrengungen und sind meines Erachtens die gefährlichsten Gegner. Ich glaube, Provinz Preußen ist vorläufig sicher. Wir haben dort jetzt ausgezeichnete Führer, nachdem die anfänglichen kurzer Hand abgeschoben sind. Ich habe mir aus Longwy Pakete mit Dum-Dumgeschossen (geschlossen) mitgenommen als Beweis, daß das französische Kriegsministerium dies angeordnet hat.

Luxemburg, 3. IX.

Es ist der Kaiser, der Ingenohl bremsst. Er will nichts mit der Flotte riskieren. Er will zurückhalten bis Winter, wenn nicht überhaupt. Drängen ist jetzt sehr schwierig, man weiß nicht wie lange Frankreich durchhält, und dann haben wir doch nicht das doppelte bzw. vierfache gegen uns. Dazu kommt der Winter. Im übrigen habe ich doch einiges hier genutzt, während das Reichsmarineamt vorzüglich arbeitet. Die ganze Expedition von Usedom und Schröder in die Wege geleitet, und jetzt versuche ich ein Drittes. Bei der bitteren Not, die nach dem Kriege eintritt, ist die Marine meines Erachtens doch verloren, wenn wir nicht einigermaßen Taten aufzuweisen haben. Die Kleinigkeiten sind nichts und werden durch Mißerfolge ausgeglichen. Wir sind hier im Hauptquartier abgeschlossener als man glauben sollte, erhalten nur sehr dürftige Nachrichten von der ganzen Armee. Unsere Stellung wird durch die Verhältnisse bedingt, höchst unerfreulich. An mich kommt keiner von selbst, da sie mich zu sehr fürchten. Audienz

ist hier nicht angängig, Pohl kann ich nicht verklagen. Die Analogie mit Moltke wirkt zu stark. Es würde als Vordrängerei abgewiesen werden. Ich muß mir das aufsparen für ganz große Entschlüsse.

Luxemburg, 4. IX.

Ich fürchte den Kanzler und seine Leute; ich bin durchdrungen, daß sie der großen Zeit nicht gewachsen sind, und wie sie den Krieg nicht verhindert haben durch ihre Politik, so werden sie auch einen jämmerlichen Frieden zustande bringen. Die Engländer niederträchtig, brutal als Nation — als einzelne Persönlichkeit sind sie zu achten. Sie haben sich in hundert Jahren eine Moral zurecht gemacht, an die sie glauben. Alles ist gut, gerecht und religiös sogar, was ihnen Nutzen bringt. Alle Völker sind ihre Auspreßobjekte nach Gottes Ratsschluß.

Luxemburg, 5. IX.

In Berlin scheint man etwas siegestoll geworden zu sein, wie ich aus verschiedenen Briefen entnehme. Noch haben wir keineswegs gesiegt, den Krieg als Ganzes betrachtet. Wir müßten schon deshalb bescheiden sein, weil nur dadurch die Zähigkeit zum endgültigen Siege uns erhalten bleiben kann. Die schwersten Tage werden noch kommen. England heßt die ganze Welt auf uns, und die unerhörte Lügenfabrik verbreitet unsere sogenannten Niederlagen und unsere Niederträchtigkeit durch alle Länder. Wir haben dem nichts entgegenzusetzen.

Luxemburg, 6. IX.

Ich komme zu nichts, so viel gibt es doch zu tun. Dabei habe ich wenig Einfluß. Auch die Einwirkung auf Müller ist reine Wassersuppe. Im übrigen ist er wieder eingewickelt von Bethmann, und Pohl gehört dazu. Das gibt für mich eine höchst traurige Lage. Für die Armee wird die Lage schwierig. Da uns nicht geglückt ist, große Truppenmassen einzukesseln und gefangen zu nehmen, kann die französische Armee durch ihr Eisenbahnnetz immer andere Positionen einnehmen. Die Engländer machen ungeheure Anstrengungen und haben wieder 40—60 000 Mann im Norden gelandet. Es ist zu hoffen, daß Maubeuge bald fällt und wir das dort zernierende Armeekorps frei bekommen, was sehr not tut. Ein Armeekorps wird jetzt schon von Bedeutung. Trotz aller Versprechungen schlagen die Türken nicht los. Die Stimmung in Skandinavien ist immer ungünstiger geworden.

Italien brennt darauf, gegen uns loszuschlagen. Die diplomatische Leitung läßt die Zügel schleifen wie vorher. Bleibt Bethmann, so wird sicher alles verbruddelt werden!

Ich will jetzt gleich zum Reichskanzler und versuchen, ein neues Unternehmen zu instradieren.

Luxemburg, 7. IX.

Ich bin immer in Sorge über unsere Diplomaten, die einerseits gleichgültig sind gegen den gewaltigen historischen Vorgang und die durch ihre Flaumacherei die Engländer immer stärken und auf die englischen Bluffs hereinfallen. Bei den Österreichern steht es recht kritisch. Hier im Westen wird auf der ganzen Linie geschlagen. Da es geglückt ist, den französischen Angriffsbefehl für heute gestern abend in die Hand zu bekommen und dementsprechend Gegenmaßregeln zu treffen, so hoffe ich, werden wir siegen. Wir müssen aber mehr als siegen, denn Italien ist gegen Österreich kaum zu halten. Es ist jetzt sicher, daß England große Truppenmassen von Asien heranholt. Aber es ginge alles gut, wenn wir einen eisernen Kanzler und einen „alten Kaiser“ hätten.

Luxemburg, 8. IX.

Die Waffe der Lüge und Bestechung, die England gegen uns anwendet, ist eine furchtbare. Die ganze Welt ist gegen uns aufgekehrt. Ich esse heute bei Seiner Majestät. Unterhaltung wohl über die Paascheangelegenheit¹⁾. Ich halte sie für etwas verfrüht, aber vielleicht als Stimmungsmache zu begrüßen. Auf der anderen Seite wird es die Armee verstimmen. Gestern auch mit Oldenburg lange gesprochen über die Friedensfrage, desgleichen heute mit dem Ziviladjutanten des Kronprinzen (Maltzahn) im Auftrage des letzteren. Durchhalten, durchhalten ist die einzige Lösung für uns; sie ist aber schwer zu erfüllen.

Luxemburg, 9. IX.

Bei den Österreichern soll es gar nicht so gut stehen, und das hält alle Balkanvölker zurück. Auch wir im Westen stehen vor großer Krisis. Die Truppen, die wir jetzt nach dem äußersten rechten Flügel schicken, kommen sicher zu spät. Wir haben den Erfolg unserer ersten

¹⁾ Vgl. unten zum 10. IX.

Siege überschätzt. Die Franzosen sind planmäßig zurückgegangen und gehen jetzt mit ungeheuren Massen und großer Bravour vor, während unsere Truppen durch Marschieren ausgepumpt sind. Sie werden es aber doch durchhalten, bis die Nachschübe herankommen, während die Franzosen sich auf ihre Nachschübe zurückgezogen haben. In der Marine haben wir keine Erfolge gehabt. Wenn die Flotte nur erst zum Tragen kommt und keine Dummheiten gemacht werden, so wird sie sich glänzend schlagen. Die Flaumacherei für Frieden ist maßlos töricht. Gerade wenn wir Frieden mit England wünschen, müßten wir das Maul soweit aufreißen wie nur möglich. Diesen Bluff verstehen wir nicht. Lies den Bericht von Goschen über die letzte Unterredung mit Bethmann und Jagow.

Luxemburg, 10. IX.

Der Kanzler hat mich natürlich im Verdacht, die Paasche-Affäre (Einbringung eines sofortigen Antrages zur Verstärkung der Flotte) mindestens suggeriert zu haben. Über den Artikel von Reventlow ist er besonders wild und wittert auch hier das Reichsmarineamt dahinter.

In der Türkei will die Sache nicht vorwärts gehen. Ein Teil der Schuld fällt auf solche, die den Türken Angst machen wegen der Dardanellen, was mir unverständlich ist. Auf dem Balkan herrscht die Ansicht einer großen Niederlage der Oesterreicher. Trifft das zu, dann können wir alle Hoffnung, die wir auf diese Ecke und den Islam gesetzt haben, fallen lassen. Die Engländer schicken starken Nachschub, und der Anlauf unserer Armee ist zunächst zum Stehen gekommen. Dennoch hoffe ich hier auf endlichen Sieg. Wir haben etwas spät die Absichten der Franzosen erfahren. Unsere Truppenverschiebungen werden nicht mehr ganz rechtzeitig eintreffen. Die Franzosen haben ein dichtes Eisenbahnnetz hinter sich. Unsere braven Truppen müssen meist zu Fuß marschieren. Die Franzosen haben alle Nachrichten durch ihren Eiffelturm, wir dagegen fast nichts in dieser Richtung.

Luxemburg, 11. IX.

Der Krieg wird nicht so kurze Zeit dauern, wie manche denken. England, welches die Ursache von allem Bösen ist, merkt auch, daß es für seine Weltstellung kämpft. Im Monat August haben sie 49 % ihres Handels und Geschäfts eingebüßt, das wirkt einigermaßen. Die Frauen

in England sollen besonders wild sein auf uns und reiten mit Herren-
sitz durch die Straßen, um für die Armee zu werben. Ich bin heute
mit Hopman per Auto nach einem Walde gefahren und habe dort einen
schönen Spaziergang gemacht, schöne Natur, tiefe Täler. Die forst-
männisch schlecht behandelten Wälder wirken wohl gerade darum recht
malerisch. Im ganzen erscheint mir Luxemburg als ein höchst vertrodde-
tes Land. Die stete Anspannung aller Kräfte und der Militärdienst in
Deutschland haben doch glänzende Früchte gezeitigt. Dabei muß man
an das liberale Gezänke über Militarismus, Zabern-Affäre usw. denken.
Wie töricht war das doch alles. Ein großes Verdienst wird man dem
Kaiser lassen müssen. Er hat die Wehrmacht nicht einschlafen lassen,
trotz dem Reichskanzler.

Luxemburg, 12. IX.

Das ist es ja eben, daß wir Englands Zustimmung zu einem Frieden
nicht bekommen werden, in dem wir uns schadlos halten dürften. Dieser
Separatfrieden ist eben unmöglich. Wenn wir also nicht unterliegen
wollen und ausgelöscht sein wollen als großes Weltvolk, so bleibt uns
keine Wahl, als durchhalten. Deshalb dürfen wir uns auch gar nicht
verleiten lassen, daß wir zu einem Frieden à la Bethmann, Harnack usw.
kommen wollen und uns öffentlich danach sehnen, denn diese Flau-
macherei stärkt z. Bt. nur England in der Hoffnung: Germaniam esse
delendam.

Meine Konzentrationsauffassung in der Nordsee habe ich gar nicht
aufgegeben. Ich war nur der Ansicht, daß durch das damals geplante und
jetzt ausgeführte Vorgehen des Prinzen Heinrich und durch die Repa-
raturnotwendigkeit von „Moltke“ und „Lann“ sowieso eine Schlacht
in der Nordsee mit einigem Erfolg kaum möglich sei; dann sollten wir
diese Absicht aber planmäßig auf zehn Tage ganz einstecken und in dieser
Zeit nach Osten mit noch viel größeren Kräften und Trara als ge-
schehen vorgehen, um eine nachhaltigere Wirkung hervorzubringen. Wä-
ren wir nach dem ausgeführten Plan mit der russischen mindestens
gleich starken Flotte tatsächlich zusammengestoßen, so hätten wir auch
bei siegreichem Kampf Verluste haben müssen. Es wäre schade um
jeden Verlust gegen Rußland, eben weil ich der Ansicht bin, daß wir
alles gegen England einsetzen müssen. Darum: wenn überhaupt, so
nur mit großer Übermacht gegen Rußland. Ich will ja noch nicht reden.

Luxemburg, 13. IX.

Die Schlacht ist auf unserem rechten Flügel nicht glücklich gewesen, während die Garde auf dem linken Flügel von Bülow siegreich vorwärts kam. Der französische Generalissimus soll ein ganzer Kerl sein. Es wäre besser gewesen, nach hiesiger Ansicht, wir hätten die Truppen erst etwas verschnaufen lassen, ehe wir weitergingen. Inzwischen soll trotz dem Zurückziehen unserer Truppen heute schon ein erneuter Angriff, namentlich seitens der Engländer, erfolgt sein, und man ist in Sorge, ob die Nachschübe noch zur Zeit ankommen können. Wir waren zu siegesgewiß und sahen die geplanten Rückzüge der Franzosen und Engländer stets als Niederlagen an. Jetzt ist die Stimmung sehr gedämpft bez. der hiesigen Lage, besonders weil die Oesterreicher bei Lemberg nicht standhalten und nach Hilfe schreien. Das auszugleichen, reicht der neue Sieg in Ostpreußen von Hindenburg doch nicht aus. Auf die polnische Hilfe gebe ich nicht viel. Obwohl die Garde siegreich auf ihrem Flügel war, mußten sie doch am letzten Schlachttage die Verwundeten liegen lassen.

Das Reichsmarineamt hat glänzend gearbeitet, aber diese Art der Leistung wird nicht beachtet und geschätzt. Der Kaiser sucht seine eigene Aufregung zu unterdrücken, aber er ist ausgeschaltet in militärischer Hinsicht. Wenn man an 1870 denkt, diese Würde, dieser Ernst, dann der kristallklare Mann, der wagen konnte und wagen konnte, und schließlich „der Eiserner“. Angst und Bange kann einem werden, dazu das siegestolle Berlin zu einer Zeit, wo noch alles auf dem Spiel steht. Nur auf den ungeheuren moralischen Schwung, mit dem unsere ganze Nation den perfiden, brutalen Fehdehandschuh aufgenommen hat, kann man wahrhaft stolz sein und daher hoffen, zu einem guten Frieden zu kommen. Es ist aber viel zu früh, über die Art desselben zu sprechen.

Luxemburg, 14. IX.

Hier ist man immer noch in erheblicher Sorge (*entre nous*). Man sagt, die I. Armee wollte ihren eigenen Sieg haben und hat an das Ganze nicht genügend gedacht; so entstand die Lücke, in die die Engländer mit großer Geschicklichkeit hereinstießen, und bisher war es nicht gelungen, diese Lücke zu schließen. Dabei sollen sich große Truppenmassen nordwestlich hinter der I. Armee bilden. Die Franzosen haben ihr ganzes Eisenbahnnetz zur Verfügung und scheinen alles nach ihrem linken Flügel

zu schieben. Unsere Truppen müssen laufen, daß die Schwarte knackt, die armen Kerls! Ob wir das damit gutmachen können, ist jetzt die große Frage. Jetzt merken auch die Spitzen der Armee, daß die Bedeutung Englands als Gegner unterschätzt worden ist. Pohl ist fürchterlich, keine Spur von Alder ist in dem Menschen. Wenn der liebe Herrgott der Marine nicht hilft, so sieht es schlimm aus.

Luxemburg, 15. IX.

Hier ist die Krisis noch gar nicht vorüber; sie wird sich euch auch noch in hohen Personalveränderungen kenntlich machen, über die ich nicht schreiben mag. Ich kann mich ja täuschen, aber ich würde Falkenhayn nicht gewählt haben, obendrein mit sehr großen Befugnissen. Bei der I. Armee wird heftig gekämpft, und die von allen Seiten veranlaßten Verstärkungen werden nicht mehr zur richtigen Zeit ankommen. Das ist alles sehr fatal und die Siegestollheit der Berliner Zeitungen, die mir schon stets unangenehm war, stößt mich jetzt noch mehr ab. Plettenberg hat wirklich dem Kaiser gemeldet, daß bei vielen Garderegimentern die Kompagnien nur 50 Mann stark sind von 300 Ausgerückten. Pohl tut auch mir gegenüber geheimnisvoll, bremst fortwährend Ingenohl, was wirklich nicht nötig wäre. Er ist mit Müller liiert, mit dem Kaiser und Bethmann, so daß ich eigentlich ganz ausgeschaltet bin.

Luxemburg, 16. IX.

Heut ist jedenfalls ein Krifistag erster Ordnung. Aber selbst wenn wir siegen sollten, ist unsere Lage trotzdem recht schlimm geworden. Wir mußten eben mehr als bloß in Schlachten siegen, wenn wir aus diesem Krieg so herauskommen wollen, daß wir Aussicht haben, Deutschland neu aufzubauen. Ich habe mich schon seit Jahren gefragt: kann das gut gehen bei solcher Geschäftsleitung von oben? Gestern hatte ich Besuch vom Generaldirektor der Dillinger Hütte, Herrn Weinlig, der damals die Entscheidung für das Eisenwerk in Tsingtau herbeiführte. Ein energischer Mann, aus der Kraft des Volkes hervorgegangen! Dagegen halte man die grünen Kerls¹⁾, die einen langen Tisch einnehmen. Diese Leute haben ja den Krieg der Oesterreicher gegen Serbien im Juli

¹⁾ Feld-Uniform der Diplomaten.

nicht gestoppt. Die Geste: „Serbien geht uns nichts an“, war zu töricht. Die Österreicher schreien dauernd um Hilfe.

Luxemburg, 18. IX.

Als ich den Brief an Dich schreiben wollte, erschien plötzlich Hinzke, da war es mit dem Schreiben vorbei. Ich sehe in ihm die einzige Hilfe gegen eine gewisse Sippe. Ob der Kaiser in der außerordentlich gefährlichen Lage unseres Vaterlands sich aufschwingt, ihn zu nehmen, ist eine andere Frage.

Eine Entscheidung ist hier noch nicht gefallen, aber Niederlage ist wohl abgewendet. Es steht wesentlich besser als vor einigen Tagen. Wenn wir auch wohl siegen werden, so ist doch die Zerschmetterung der französischen Armee nicht gelungen, und die brauchen wir. Italien steht auf dem Sprunge, gegen uns zu gehen, und Rumänien ist ebenfalls sehr zweifelhaft geworden. Wollte Gott uns helfen! England rüstet gewaltig; seine Elitearmee freilich, die sitzt jetzt in dem großen Schlammfeld. Man sagt, daß sie sich so aufgestellt hat, daß sie sicher ist beim Zurückgehen.

Luxemburg, 19. IX.

Meine Hoffnung auf Hinzke ist leider zu Wasser geworden. Es ist „ihnen“ geglückt, den gefährlichen Mann abzuschieben. Vielleicht mag es richtig sein vom Kaiser. Eine große Umwälzung wäre nötig gewesen, welche auffallen mußte, und das ist besser zu vermeiden. Hinzke war der Ansicht, daß der Mangel an Führung der Zügel die herrschende Klasse, Sieg oder Niederlage gleichviel, um ihre Stellung bringen mußte und daß sofortiges großes Entgegenkommen (Sozialdemokraten auf hohen Posten, Wahlrechtsreform in Preußen) das einzige Mittel wäre, den ungeheuren Schwung der Nation in einigermaßen gnädige Kanäle zu leiten! Aber den Start des ganzen Krieges und den gesamten Zusammenbruch seiner Kollegen war er außer sich. Er ist sehr klug. — Die Schlacht steht noch immer. In 2—3 Tagen ist Hoffnung auf Besserung. Die Österreicher haben schauderhaft versagt, und wir müssen die Sache jetzt in die Hand nehmen.

Luxemburg, 20. IX.

Durch den Zusammenbruch hier, den ich angedeutet habe und der in Berlin schon überall bekannt ist, sind allein die furchtbaren Opfer

ohne Erfolg gebracht worden und ist Deutschland in eine überaus gefährliche Lage gekommen. Alles ist letzten Endes der Spielerei zu verdanken. Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie.

Luxemburg, 21. IX.

Wie ist dieser Krieg schwer und vor allem die große, große Gefahr, daß alles Blut umsonst geflossen sein sollte. Die Stellungnahme von Rumänien muß sich jetzt entscheiden; schlägt sie gegen uns aus, so weiß ich kaum was werden soll. Amerika steht mit seinem Herzen auf Seite Englands und liefert Patronen und Kriegsmaterial für Frankreich. Gerade in dem Patronenmangel liegt aber für uns eine Gefahr. Die Franzosen werden vorzüglich geführt, während das bei uns leider nicht der Fall gewesen ist. Körperlich ist Moltke zusammengebrochen. Laß keinen Ton darüber verlauten, aber äußerst gefährlich ist unsere Lage geworden, weil Osterreich so völlig versagt hat. Sie sollen noch 500 000 Mann in Galizien haben von 800 000 Ausgerückten. Hier im Westen ist die Lage für uns auch schon sehr schwer geworden. Ich würde darüber selbst Dir nichts schreiben, wenn ich nicht gestern einen Berliner Herrn (Automobilfahrer) gesprochen hätte, der alles wußte und mir sagte, alles wäre auch in Berlin bekannt. Die Engländer schicken tatsächlich große Massen von Truppen herüber; die Qualität der letztern muß allerdings immer schlechter werden. Es ist nicht, daß ich denke, wir werden hier geradezu geschlagen, obgleich man auch das nicht für absolut unmöglich halten darf. Unsere Truppen sind den Franzosen an sich überlegen, aber die Franzosen haben die Eisenbahnen im Rücken und können fortwährend Verschiebungen machen, dazu bei uns der ungeheure Offiziersverlust. Augusta-Regiment 53 Offiziere von 60, I. Garderegiment nur Geringes weniger usw. Neben der obern Führung ist es der viel karikierte Leutnant, der es macht; der ist aber nicht zu ersetzen.

Luxemburg, 22. IX.

Meine Lage hier ist dauernd scheußlich, denn eigentlich bin ich überflüssig. Inzwischen ist dieser furchtbare Krieg etwas zum Stehen gekommen; aber im ganzen steht unsere Sache nicht gut. Nachdem unser

Hauptplan offenbar mißglückt ist, stehen wir frontal einer Übermacht gegenüber, die alle lokalen Vorteile auf ihrer Seite hat und zweifellos ausgezeichnet geführt wird. Amerika steht in Wirklichkeit auch gegen uns. Soeben bekomme ich die Nachricht, daß 100 000 Japaner in Schantung gelandet, das zeigt große Absichten seitens der Japaner, und unsere Kolonie ist ohne jede Chance jetzt. Das ist besonders furchtbar für mich. Wenn wir hier sogleich große Siege erlangt hätten, so wäre unsere Lage anders. Darauf hatte ich gehofft, als ich in Coblenz den Standpunkt vertrat, wir dürften Tsingtau nicht ohne Kampf aufgeben. Soweit ich voraussehen kann, wird unsere Flotte nicht zum Schlagen kommen.

Luxemburg, 23. IX.

Die Hoffnung auf den Balkan ist fast geschwunden. Wir sind schon froh, daß Rumänien noch 14 Tage warten will, ehe es uns den Krieg erklärt. Es wird alles davon abhängen, ob die großen Schlachten, wie sie in wenigen Tagen bevorstehen, uns wirklichen Erfolg bringen. Die Russen bringen ungeheure Massen auf. Ob das arme Ostpreußen noch einmal Einquartierung von den Moskowitern erhält?

Heute werden die Forts südlich Verdun beschossen; es würde nach ihrem Fall ein Loch frei; das ist von größter Bedeutung. Es ist so schwer zu beurteilen, ob England wirtschaftlich mehr leidet als wir. So weit man das beurteilen kann, ist das bisher tatsächlich und entgegengesetzt der bisherigen Annahme der Fall.

Luxemburg, 24. IX.

Unmittelbar nach dem Krieg nehme ich den Abschied. Den Neuaufbau der Marine, wenn es dazu überhaupt kommt, muß ein anderer machen. Pohl, Müller, der Reichskanzler und der Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Ich glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein Lebenswerk endet mit einem Minus.

Luxemburg, 25. IX.

Alles ist der Ansicht, daß das System der Wilhelmstraße aufhören wird bzw. muß. Vor Frühjahr ist m. E. der Krieg sicher nicht beendet. Es steht uns also ein harter Winterfeldzug bevor. Das große Ringen hier steht unmittelbar bevor, die militärische Entscheidung wird wahrscheinlich dabei fallen.

Auf ein Sedan und Metz dürfen wir aber nicht rechnen, nachdem der glänzende Anlauf durch Fehler auf unserer Seite nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat. In Galizien rechnet man mit dem erneuten Ringen etwa zum 1. Oktober. Vor Hindenburg sollen die Russen jetzt eine fast abergläubische Angst haben. Wolle ihm da unten weiter Erfolg und Glück winken. Der Kriegsminister behauptete gestern, daß die Gefahr für das östliche Ostpreußen vor neuem Einbruch der Horden deshalb geschwunden sei, weil 70 000 Russenkadaver dermaßen die Gegend verpesteten, daß man nicht atmen könne. Wir hatten gestern eine recht aufregende Nacht. Es kam die Nachricht, daß die Engländer durch den großen Belt gebrochen wären. Damit wären Prinz Heinrich und zwei Geschwader mit Zubehör abgefangen worden. Ich hatte Pohl und seine Aiden dringend gebeten, anders zu disponieren, aber vergebens. Ich war außer mir und habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Heute früh stellte sich die Nachricht als falsch heraus, aber die Engländer planen irgend etwas und wir wissen nichts davon, dazu die Passivität unserer Flotte, die je länger je mehr zum Zwang wird. Der Ubootserfolg wirkt auf vieles zurück. Gott sei Dank, daß wir zu offensiven Zwecken mehr Uboote haben als England; hoffentlich haben sie noch mehr Erfolg.

Luxemburg, 26. IX.

Wir, d. h. Hof und Marine sind noch hier geblieben. Man ist doch des Ausgangs der großen bevorstehenden Kämpfe nicht sicher genug, und eine Rückverlegung des Großen Hauptquartiers ist doch nicht angängig, und Fortschritte von unserer Seite sind nur mäßig gemacht bisher, und doch haben wir sie nötig, denn die Zeit arbeitet nicht sehr für uns. Es ist sehr merkwürdig, in welchem Maße wir das unbeliebteste Volk der Erde geworden sind. Alles wünscht, daß wir unterliegen. Soeben hat mich der Kronprinz antelephoniert und mir gratuliert zu U. 9 und ist dann auf unsere Verhältnisse zu sprechen gekommen. Über Bethmann, Jagow, den Start des Krieges usw. Ich habe mich zurückgehalten, ihm aber doch gesagt, daß wir die Kraft hätten durchzuhalten, und es müßten, wenn nicht das Aufstehen unserer Nation gegen die Regierung gehen sollte. Der Krieg ist letzten Endes ein Kampf mit England um Leben oder Tod. Ich hörte soeben von einem Herrn, der von der Front kommt, daß in der Armee doch der Gedanke durch-

gesichert ist, daß die Führung versagt hätte. Man ist sehr ernst geworden, schätzt die Gegner sehr hoch ein, und unser gewaltiger erster Elan ist ohne Erfolg geblieben. In der Nation ist davon ja noch nicht viel bekannt. Das ist ein Glück. Die Luxemburger sind stutzig geworden über unser Bleiben; sie meinen, es stehe wohl schlecht in der Front. Es scheint, daß die Schakale, Rumänien und Italien, doch abwarten wollen, wie hier die Entscheidung fällt. Unsere Hoffnung auf die Türkei scheint nach einem Brief von Usedom vollkommen in ein Nichts zu versinken, dann die faulen Österreicher, um die wir bluten. Es ist nicht schön. Aber das Ganze ist doch wohl unvermeidlich gewesen. Ein aufsteigendes Deutschland paßte niemand.

Luxemburg, 27. IX.

Was nun die Rohrbachsache anbetrifft (Rohrbach und Jäckh hatten angefragt wegen eines Besuches, um eine bessere Orientierung der neutralen Pressevertreter über öffentliche Einrichtungen usw. zu bewirken), so habe ich den Herren zunächst abgeraten zu kommen. Ein Besuch bei mir erregt das Mißtrauen der ganzen Sippe und wird entsprechend ausgeschlachtet. Ich habe die Sache aber hier in die Hand genommen und soll Änderung bewirkt werden. Es kann ja aber nicht besser werden unter Bethmann. Wenn das deutsche Volk einmal dahinter kommt, gibt es ein Unglück. Wie soll dieser Krieg enden, darin liegt das Rätsel der Zukunft. Mit denselben Leuten, die ihn so töricht eingeleitet haben oder sich haben treiben lassen, die auf der ganzen Welt nichts gemerkt und vorbereitet haben, mit diesen Leuten soll ein brauchbarer Frieden zustande kommen? Das scheint mir wahrhaftig eine Quadratur des Kreises. Wir essen zwar in demselben Saal, sprechen aber kein Wort miteinander.

Charleville, 28. IX.

Der Kaiser hatte schon vor zwei Tagen in Luxemburg Abschied genommen, und die Verschiebung der Abreise des Hauptquartiers erweckte in Luxemburg Mutmaßungen. Deshalb ging es heute 1 Uhr los. Drei Stunden Fahrt durch Sedan hierher. Überall wo gekämpft war, lagen die Dörfer als Ruinen da, mitunter kein Mensch zu sehen. Sedan, das mich sonst so interessiert hätte, beachtete ich kaum, so überwältigend

ist die Gegenwart. Die Marine ist hier einquartiert Place Carnot Nr. 1, in dem Hause eines reichen Industriellen oder vielmehr dessen Witwe. Der Mann war alt und sie war jung. Wie alles lag und stand, wurde das Haus von der Familie verlassen. Nur der Portier und die Wirtschafterin waren hier geblieben. Ihre „unique peur“ wäre vor den Leuten. Als Meuchelmörder und Weiberschänder sind wir natürlich angesehen. Wir haben sie denn gründlich beruhigt und ihr versichert, wir wären keine Russen. Es ist doch ein merkwürdiges Gefühl, so von einer fremden, übrigens recht wohlhabenden Häuslichkeit zeitweise Besitz zu nehmen. Unten sind die Salons, salle à manger, Billard usw. In der zweiten Etage merkwürdigerweise lauter Schlafzimmer, ich glaube für die Kinder erster Ehe, die erwachsen sind. Ich war zuerst in der chambre à coucher de Madame einquartiert; da das Zimmer nach Norden lag, habe ich mit einem mehr abseits gelegenen Zimmer gewechselt, das zuweilen etwas Sonne hat. Das Zimmer von Madame war in Renaissancemöbeln, gute Bilder, Kommode voll Sachen. Ein Ankleide- und Waschraum daneben, aber nirgends ein Bad, sehr merkwürdig. Jetzt muß ich ein Zimmer haben, in dem eine Tochter gewohnt hatte. Neben dem Hauptmöbel, einem französischen Bett aus Polysander, steht ein Betstuhl, der übrigens der Annehmlichkeit wegen gepolstert ist.

Das ganze Hauptquartier ist jetzt auseinandergerissen. Generalstab, Kriegsminister, Reichskanzler mit Auswärtigem Amt, alle wohnen für sich und essen, glaube ich, auch für sich. Ich habe die Empfindung, man will uns nirgends haben. Darin liegt das Schreckliche meiner Lage. Ein Leben lang habe ich gearbeitet wie ein Pferd für die Marine, und jetzt, wo es zum Bruch gekommen ist, habe ich nicht einmal Einfluß auf die Verwendung. Ich will gern zugeben, daß die Lage der Flotte schwierig ist, aber weder Pohl noch Ingenohl hat den Genius. Der erste Anlauf unserer Armee hat ungeheuer viel Blut gekostet und verhältnismäßig wenig eingebracht. „The silent pressure of seapower“ wird größer werden mit der Zeit. Die kleinen Erfolge unserer Flotte täuschen mich nicht. Die Kreuzer draußen müssen schließlich einer nach dem andern sterben aus Mangel an Kohlen und Nahrung und Werkstätten. England hat sogar die Schweiz dazu gebracht, Ausfuhrverbote gegen uns zu erlassen. Mit Holland ist es ebenso. Dazu kommt in Holland noch Abneigung gegen uns. Schweden und Norwegen werden in vielen Dingen drangsalirt; so dürfen norwegische Zeitungen nicht

mehr nach England. Wenn wir nicht noch Extraglück haben, so wird die Lage sehr ernst. Dieses Extraglück hatten wir in der Hand. Es scheint, daß Moltke falsch inspiriert war.

Charleville, 29. IX.

Hier ist es nicht schön. Wenn ich einen Vergleich anstelle mit irgend-einer deutschen Stadt gleicher Größe, so fällt er ganz zugunsten der unserigen aus. Häuser, Straßen, Plätze etwas verlobbert. Place Carnot, obwohl sicher umwohnt von wohlhabenden Bourgeoisfamilien, sieht aus wie ein sehr schlecht gehaltener Exerzierplatz. Nirgends ein Rasenplatz oder sonstige Stadtverschönerung. Der Hauptplatz, Place Ducale, macht sich auf dem Bilde sehr viel hübscher als er in Wirklichkeit ist. Ich lasse mich nach Möglichkeit nicht niederdrücken, nur das ganze Gebaren von Bethmann usw. tut es, und zwar unter den jetzigen Verhältnissen stärker als zuvor. Ingenohl fragt, um von Pohl und dem Kaiser natürlich eine ablehnende Antwort zu bekommen. In dieser Lage hilft nur Handeln auf Gefahr des Kopfes, wenn man glaubt richtig zu handeln. Das Fragen gefällt mir schon gar nicht.

Charleville, 1. X.

Hier steht die Sache ohne vorwärts oder rückwärts zu gehen. Dabei arbeitet die Zeit nicht für uns. Auch im Osten kommen wir nicht vom Fleck. Die Welt steht gegen uns, auch die Neutralen. Die Riesenhoffnungen des August sind verflogen. Der Kaiser und Bethmann halten nicht durch. Ersterer scheint sogar die Erlaubnis gegeben zu haben, daß Bethmann betteln geht. Italien lauert! Ich bin hier völlig unnütz, habe den Kaiser hier überhaupt noch nicht gesehen. Wie kann der Finish gut werden bei dem Start! Ein schier unermessliches Kapital ist in den letzten Jahrzehnten verschleudert, irgendwo und irgendwie mußte der Krug zu Bruch gehen. Unser Volk ist gut, das hat es sicher gezeigt. Große Änderungen werden nach dem Krieg vor sich gehen. Man wird sich wundern. Das Verbot des „Vorwärts“ ist eine große Dummheit; durch Vermittlung verständiger Sozen wäre etwas Besseres erreicht; so wird der Gottesfrieden, den wir so brennend brauchen, zerrissen.

Die Franzosen werden einsehen, wie töricht ihr Revanchegedanke gewesen ist: „travailler pour l'Angleterre“. Die bulldoggenhafte Energie, mit der England jetzt verfährt, imponiert mir trotz allem.

Charleville, 2. X.

Ich habe heute einen recht verzweifeltsten Brief an Capelle geschrieben. Heute ist Pohl zu Ingenohl abgereist mit dem Auftrage, er soll ja nicht herausgehen und etwas tun. Ingenohl ist kein Führer, sonst würde er nicht fragen; jetzt hat er die Antwort. Pohl deckt sich durch den Kaiser; Müller ist weich und unsicher. Meine Lage ist scheußlich, ich bin ganz isoliert. Ein solches Ende, wie es mir bevorsteht, hat meine Arbeit nicht verdient.

Nur die ganz niederen Klassen sind hier geblieben. Alles andere ist vor den „Barbaren“ geflohen. Ich mache täglich zweimal einen einstündigen Spaziergang, freilich meist durch die Straßen, denn die Stadt ist sehr ausgedehnt. Heute früh sah ich die gewaltigen Wiederherstellungsarbeiten an der hiesigen Maasbrücke und dem Tunnel. Die Leistung unseres Volkes ist großartig. Darin besteht unsere einzige Hoffnung, die Zügelführung schrecklich!

Von Mann zu Mann ist der Franzose nicht mit unseren Leuten zu vergleichen; aber sie werden ausgezeichnet geführt. Sie haben bessere Feldgeschütze als wir und verstehen sie erheblich besser zu verwenden, sind auch sonst sehr geschickt in der Benutzung des Geländes. Es läßt sich gar nicht vorher sagen, wie und wann die jetzige Situation hier enden wird. Große Führer sind hier auch nicht entstanden, abgesehen vom Osten, wo nach Beseitigung der ersten, Hindenburg und sein Stabschef Ludendorff Glänzendes geleistet haben. Wolle Gott, daß es in den nächsten Tagen ihnen wieder gelingen möge. Mit der Flotte bin ich auch gar nicht zufrieden, aber ich bin völlig machtlos, denn obwohl ich gefragt werden muß, trage ich nicht vor, und „Der Abwesende hat immer unrecht.“

Charleville, 3. X.

Soeben war Admiral v. Müller hier bei mir. Er war gar nicht einig mit mir über unsere Seekriegsführung. Bei dieser Frage steht auch das Auswärtige Amt dahinter. Müller ist offenbar jetzt vollständig in deren Händen. Das geht so weit, daß er sich sogar bezüglich Hinzges hat gänzlich herumbekommen lassen. „Er hätte sich doch von den Herren überzeugen lassen, daß Hinzge große Fehler und Schrofheiten begangen hätte, kurz, er müsse weit fort.“ Wie ich dann näher

fragte, kamen unglaubliche, ganz verdrehte Bagatellen heraus — der ganze Müller aus dem Herbst 1911.

Heute nachmittag fuhr ich per Auto nach einem hier in der Nähe gelegenen Sperrfort, das von unsern Granaten furchtbar zugerichtet war. Die Besatzung des Forts konnte es sehr bald nicht aushalten. Es muß wirklich über menschliche Kraft gegangen sein. Die Granaten schlugen durch alles durch und machten eine Hölle aus dem Fort. Bald rückte die Besatzung von dannen. Der Kommandant des Forts konnte seine Leute nicht festhalten, und aus Gram darüber erschoss er sich selbst. Eine Landwehrkompagnie hat ihn in dem nicht ganz abrazierten Glacisgehölz beerdigt und ein nettes Kreuz darauf errichtet. Auf demselben steht: „Hier ruht der Kommandant des Forts . . ., weil er die ihm anvertraute Feste nicht verlassen wollte“, und dann etwa folgender Spruch: „In diesem Kreuz aus Holze schlicht, ehrt der deutsche Soldat den Feind als Ritter seiner Pflicht.“

Charleville, 4. X.

Dieser Krieg ist wirklich der größte Wahnsinn, den die weiße Rasse je begangen hat. Wir schlagen uns auf dem Kontinent gegenseitig tot, damit England den Profit hat. Dabei bekommt es das perfide Albion fertig, auf der ganzen Welt uns als die Schuldigen hinzustellen. Man könnte allen Glauben an das Gute verlieren. Freilich sind wir nicht ohne Schuld. Das trifft am meisten die Leitenden; aber das Brambarrieren war auch sonst üblich und mir von jeher widerwärtig. Dabei ist die Tragikomik, daß, wie Capelle ganz richtig mir neulich schrieb, ich nun einmal unter die Chauvinisten und Hezer gerechnet würde. Antwerpen wird sich wohl nicht zu lange mehr halten. Im übrigen aber stehen zwei Festungslinien quer durch Frankreich sich gegenüber, partie remise bis jetzt. Ob die neue Führung wirklich gut ist, das kann man nicht beurteilen. Vorher war es sehr schlimm und es sichert doch langsam durch. Am meisten Ruf hat der Chef des Stabes von Hindenburg, General Ludendorff. Er hat aber jetzt eine sehr schwierige Aufgabe vor sich, da die Bundesbrüder in Galizien äußerst mäßig sind. Napoleon III. hatte recht: „on ne s'allie pas avec un cadavre.“

Charleville, 6. X.

Soeben ist Pohl von Wilhelmshaven zurückgekommen und hat sich die Zustimmung von Ingenohl geholt, daß nichts gemacht wird. Die

Ubootsgefahr und überhaupt der Gedanke, die Flotte zu erhalten, überwiegt alles. Pohl hat die geradezu kindliche Idee, daß die Flotte nach dem Kriege verdoppelt werden müßte, und Bethmann sei auch dieser Ansicht, während die hohe Wahrscheinlichkeit umgekehrt liegt, politisch, finanziell und aus Rücksichten des Ubootsruhms. Es kann auch das Flottengesetz nicht erhalten bleiben. An die wilden Hoffnungen, Aufstand der Inder und der gesamten Muselmänner zu unsern Gunsten glaube ich auch nicht recht. Harnacks Antwort an die englischen Gelehrten finde ich auch gut; aber wir verstehen uns nicht mehr mit den Engländern, haben es wohl nie getan, seit wir nicht mehr anerkennen wollen, das sie allein das auserwählte Volk Israel sind und alle andern Völker nur Zitronen für sie sein dürfen. Heute bekam ich einen langen Brief von Ballin als Antwort auf einen Brief von mir. Er arbeitet stark in Verständigung mit England und fordert mich darin u. a. auf, zu einem Flottenagreement zu kommen mit Churchill, d. h. mit anderen Worten, Aufgabe unserer selbständigen Stellung gegen England und Vasallenstaat nach französischem Muster. Wenn nicht der liebe Herrgott ganz besonders eingreift, wird es auch dazu kommen. Der Boden wird nach dieser Richtung präpariert, und ich bin das Karnickel des Krieges. Ich werde mich darein zu finden wissen.

Charleville, 7. X.

Ein Sturm in Tsingtau ist abgeschlagen. Die Japaner wollen jetzt noch mehr Truppen heranziehen. Daß die Engländer sich mit 1000 Rangern an der Eroberung von Tsingtau beteiligen, ist bezeichnend. Sie haben jedes Gefühl der Blutsverwandtschaft verloren uns gegenüber. Japaner, Inder, Nigger, alles wird gegen uns gehezt. Jetzt sollen auch die Portugiesen herangeholt werden. Büchseles Urteil über unsere Führung bei dem Kreuzergefecht am 28. 8. teile ich auch. Ich darf es aber kaum andeuten; nach Müller ist alles vorzüglich gewesen. Soeben war Kapitän Mann bei mir mit Grüßen von Admiral v. Schröder. Unsere Marinemannschaften machten sich sehr gut vor Antwerpen. Pohl ist zurückgekommen, kleiner und auch größer als je zuvor. Die Resignation und der Mangel an Initiative bei der Flotte haben mir gar nicht gefallen. Man hat sich schon eingelullt in das Nichtstun; für mich ein schrecklicher Gedanke, und ich bin machtlos.

Charleville, 8. X.

Vom Kaiser ging ich vorgestern ganz niedergedrückt nach Hause. Fast eine Stunde Vortrag über ein politisches Gespräch mit einem Bourgeois, bei dem er in St. Quentin einlogiert war und dem er seine ganze politische Auffassung dargelegt hatte. Stelle Dir des Kaisers Großvater vor in seiner Lage! Dann Einzelheiten aus dem Felde. Was wird aber, wenn er nervös zusammenbricht? Davon ist in der Verfassung nichts vorgesehen.

Was mir meine Lage so schwer macht, läßt sich in einem Brief gar nicht wiedergeben. Ich bin dafür eingetreten, daß Deutschland in der Welt eine Stellung bekäme. Dazu mußte es u. a. eine Flotte haben. Diese Flotte zu bauen, kostet lange Zeit; sie ist aber jetzt schon in erheblichem Maße vorhanden, so daß sie in einem Weltkrieg zum Tragen kommen müßte. In den letzten zwei Jahren ist nun von uns und den Engländern erkannt, daß für die Nordsee das Unterseeboot eine stärkere Rolle spielen müßte als bisher. Das hängt mit der technischen Entwicklung zusammen. Mir war auch im letzten Winter schon klar, daß wir voraussichtlich die Basis des Flottengesetzes dementsprechend ändern müßten. Dazu wären aber Jahre erforderlich. (Nebenbei sind wir in Ubooten stärker als die Engländer.) Nach den Ereignissen wird die heutige Bedeutung der Uboote¹⁾ noch überschätzt. Es ist richtig, daß die englische Flotte nicht herankommt. Ich will auch zurzeit nicht, daß unsere Flotte nach England geht und wir dort schlagen. Aber ich halte für absolut falsch, daß man Ingenohl den Befehl gegeben „nichts zu riskieren“, gegen keine Übermacht zu schlagen. Das heißt mit andern Worten, unsere Flotte einbalsamieren, und dann stelle Dir den Frieden vor. Es gehörte ein Mann von großer Entschlußkraft dazu, mit unserer Flotte etwas zu machen, und bei allen guten Qualitäten, das ist Ingenohl doch nicht.

Dazu kommt dann die politische Seite. Wie Du wohl von Tarasp her weißt, sind wir diplomatisch in unverantwortlicher Weise „dritted“ in den Krieg. Wir haben m. E. jahrelang und noch länger eine Schaukelpolitik getrieben, die uns schließlich mit der ganzen Welt verfeindet hat, und Bethmann schwebte über den Wolken. Deshalb fiel er auch heraus aus denselben, als Englands Botschafter aus Berlin abreiste. Man

¹⁾ Gemeint ist: gegen Kriegsschiffe.

wird später alle Federn in Bewegung setzen, um zu sagen, der Bruch mit England wäre eben nicht erfolgt, wenn „the dangerous man“ nicht dagewesen wäre, und nun liegt obendrein sein Werk tatenlos still. Aber auf mich käme es dabei ja nicht an, sondern auf unser Volk. Ich kann mir kaum vorstellen, nachdem die furchtbaren Fehler von der Heeresleitung im August gemacht worden sind, wie wir aus diesem Kriege mit Ehren herauskommen sollen. Die einzige Hoffnung bleibt das Durchhalten und Durchhaltenkönnen; dazu gehören aber eiserne Männer, und wenn man die Leute um den Kaiser und Bethmann sieht, so wird man arm an Hoffnung. Nach dem Kriege freilich kommen gewaltige Umänderungen im Innern. Du weißt ja, wie oft ich gesagt habe, es muß eine Katastrophe kommen, man weiß nur nicht wie und wann. Man sah es daherkriechen und konnte doch nichts ändern und wird zum Schluß als der Schuldige genannt werden. Deshalb wird mir meine Anwesenheit hier so schwer. Viele haben auf mich gerechnet, und ich kann gar nichts ändern und das Wenige, was ich tun könnte auf maritimem Gebiet, wird mir auch verschlossen, weil man das Spielzeug nicht verlieren will. Wie alles, war auch dieses nur Spielzeug. Japaner kommen nicht, das ist Unsinn, aber 20 000 Indier sind in Marseille angekommen und unter Jubel der Bevölkerung die Rue Cannebière heraufgezogen, 20 000 Kanadier in Le Havre. Portugiesen kommen vielleicht auch. Das ist nicht schlimm, aber der allgemeine Zusatz britischer Kaltblütigkeit zum heißen Franzosenblut wirkt auch im Felde sehr stark.

Charleville, 9. X.

S. M. ließ mich eben zu einer Unterredung rufen. Ich traf ihn auf der Straße mit seinem Gefolge. Die Unterredung bestand in der Mitteilung, daß Antwerpen gefallen sei. Nachher soll ich zum Essen kommen. Der Kaiser war natürlich in rosigster Laune — General von Beseler Pour le mérite! „Die Bettern jenseits des Kanals würden sich ärgern, jetzt ginge es weiter los.“ Der Kernpunkt, daß nämlich die Besatzung sich hat nördlich drücken können, schien ihn weniger zu kümmern. Prinz Eitel war auch dabei. Er war gestürzt und sollte sich ein paar Tage verschnaufen, einfach und brav wie immer. Im ganzen sah er die Lage aber doch ernst an, wie sie es denn auch ist. Es ist recht peinlich, daß, wie es scheint, die Russen nun noch einmal nach Ost-

preußen kommen. Dieser sichtbare Erfolg mit Antwerpen tat uns allen sehr not, auch nach außen hin. Ich vergaß Dir zu erzählen, daß ich gestern vormittag in Sedan war und das damalige Schlachtfeld ziemlich abgefahren bin. Wir waren auf der berühmten Höhe, von der der alte Kaiser das Schlachtpanorama beobachtete, ich glaube bei Frénois, dann das Haus bei Donchéry, wo Bismarck mit Napoleon zusammentraf. Das Haus wird noch von derselben Frau bewohnt, die damals jeune femme von 27 Jahren war; sie macht gewissermaßen ein Geschäft daraus, das Zimmer zu zeigen, in dem Bismarck mit Napoleon verhandelte. Vier Napoleondors, die „l'empereur“ ihr gab, sind eingeraht. Es ist eine winzige Stube dürftig möbliert; eine enge Treppe führt herauf. Weiter nach Bazelle, dort in dem Haus „de la dernière cartouche“ ist ein kleines Lokalmuseum. Ein französischer Schlachtenmaler hat aus dem Vorgang das Motiv zu einem großen Bilde genommen, das auch in Berlin ausgestellt war (obwohl es die Deutschen als Scheusäler darstellt). Durch Sedan selbst und von dort nach dem Standbild für General Marguerite und seine Reiter. Ein großer Marmorblock, auf demselben „la Franco“ mit gesenkter Fahne, an der Vorderseite der Mauer, wo die Kavallerie plötzlich vor einem Steinbruch steht und herunterstürzt — etwas Pose, aber doch ein Stück Kunst. Es war ein wundervoller Oktobertag. Wie hätte ich das früher genossen; jetzt hat die harte Realität der Gegenwart und die Sorge um unser Land mit einem Ruck das Interesse für diese große Zeit weggerafft. Damals war ich junger Leutnant; wir lagen 6 Monate auf Schilling Neede, bis das Eis uns hereintrieb. Wir hatten nur drei Schiffe und draußen waren acht; trotzdem haben wir doch zweimal versucht, etwas zu machen. Jetzt bin ich ein Mann von 65; ich sitze hier, und unsere große Flotte liegt wieder im Hafen. Es ist hart für mich.

Charleville, 10. X.

Es waren zum Abendessen geladen so viele, als Platz vorhanden war. Vor der Suppe wurde diesmal Sekt eingeschickt. Der Kaiser hielt eine Rede, in der er zunächst den Herrn der Heerscharen pries und dann Moltke, der den Plan erdacht, und Bessler, der ihn ausgeführt, dann drei Hurras! Es wirkte eigentümlich auf die Anwesenden, die Hervorhebung Moltkes neben dem andern bei dieser Gelegenheit. Es ist so ver-

kehrt, ihn nicht als Herz- und Nierenkranken nach Hause zu schicken, was er in Wirklichkeit ist; so greift das Gift der Gerüchte auch in der Armee um sich, und man fragt, wer führt uns? Von den ernstesten Herren wurde der Abzug der belgischen Armee in seiner Bedeutung voll gewürdigt. Ein Uboot von uns hat ihn gesehen, die Leute aber für bloße Flüchtlinge gehalten und nicht geschossen. Man fragt sich, ob die 80 000 Belgier und Engländer nicht besser im Mauselloch von Antwerpen steckten, als jetzt für freie Feldverwendung benutzt zu werden. Trotzdem erleichtert der Fall von Antwerpen doch unsere hiesige Lage. Auch aus Ostpreußen, wo man gestern recht besorgt war, sind heute ganz gute Nachrichten eingetroffen. Aber immer wieder drängt sich mir der Gedanke auf, wie kommen wir mit Ehren und ohne zu große bzw. unersehbare Einbuße aus diesem Kriege heraus? Ein unverdächtiger Zeuge, mein Oberstabsarzt, sagte neulich, alle drei Kabinettschefs täten blindlings, was der Kaiser sagte. Die ganze Umgebung ist schließlich darauf eingestellt. (Der Kaiser sagte übrigens zu Bethmann und Jagow, daß sie, die Diplomatie, nicht wieder das verlieren sollte, was das deutsche Schwert erworben. Verlegenes Lächeln der beiden.) Admiral v. Müller bedauert nun auch den Befehl, den Pohl im Auftrag vom Kaiser an Ingenohl geschickt hat und der eigentlich den Befehl des völligen Einkapselns der Flotte enthält, dabei obendrein mit Löchern, deren Verwendung aussichtslos und gefährlich ist. Dies ist ein geschichtliches Dokument, und ich muß dabei sitzen und kann nichts tun, um die Marine vor einer Bläme ohnegleichen zu retten. Wenn nur der Kriegsminister ein Mann wäre, mit dem ich mich verständigen könnte; so habe ich niemand außer Hopman, der ebenso denkt wie ich und der mir erzählt, daß endlich die andern Herren unter Pohl auch zur Erkenntnis gekommen wären.

Charleville, 11. X.

Der Brief vom 9. d. M. kam soeben mit der Abschrift des Zahlmeisters von der „Mainz“. Mein armer Junge, der sicher so stark gefühlt hat, wie wenig geschickt unsere Führung am 28. August war. Aber ob er jetzt minder litte, wenn er sähe, daß das Werk seines Vaters so schlecht benutzt wird, ist mir fast zweifelhaft. Von Capelle hatte ich gestern einen Brief, mit dem ich in sehr vielen Punkten nicht einverstanden war. Auch er hat mich nicht verstanden. Diese großen

schwebenden Fragen sind zu schwer in Briefen, also ohne Rede und Gegenrede zu behandeln. Er kommt ja freilich darauf heraus, daß ich noch ausharren müßte. Das will ich denn vorläufig auch tun, besonders da es für mich in Berlin geistig kaum besser ist. Capelle meint, ich wäre hier gewissermaßen floet in being.

Der Fall und die Art der Eroberung von Antwerpen hat doch Eindruck im Auslande gemacht. Man kann ja wohl auch sagen, daß die Kraft des deutschen Volkes sich sehr gewaltig zeigt — hier im Westen gegen drei Nationen, im Osten gegen die Slawenwelle, und das schlammige Osterreich müssen wir auch noch herausreißen. Heute ist wieder einmal die Nachricht gekommen, daß die Türkei jetzt losgehen wollte. Ich glaube es aber nicht, bevor die Schüsse knallen, wir sind zu lange getäuscht worden.

Man gönnt den armen Truppen in den Laufgräben das gute Wetter; freilich, die Franzosen würden Regen noch schlechter ertragen. Ein merkwürdiger Krieg: von den Vogesen über Paris bis an den Kanal ein langer provisorischer Festungsgürtel von beiden Seiten, der nur mit schwersten Blutopfern zu stürmen wäre. Auf der anderen Seite eine mit Hunderten von Millionen erbaute Festung in zwölf Tagen ohne sehr große Verluste genommen. Flieger, Auto spielen eine ungeahnte Rolle, wie überhaupt die Technik. Brücken und Tunnels, deren Bau sonst Jahre gedauert hat, werden in vierzehn Tagen hergestellt. Wenn man diese ungeheure Emsigkeit unseres Volkes sieht, so muß man zu dem Glauben kommen, daß es nicht besiegt werden kann. Nur „the silent pressure of seapower“ ist das Bedenkliche. Wie Herr v. Heydenbrand 1911 im Reichstage sagte: „England ist der Feind.“ Es ist auch empörend, wie die Kerls ihren Sport weitertreiben, während auf ihr Heizen hin Europa sich zerfleischt.

Charleville, 13. X.

Nur ein paar Zeilen. Ich will heute nach Brüssel und Antwerpen per Auto und beabsichtige, morgen abend oder übermorgen mittag hierher zu kommen. Man ist hier im Hauptquartier wieder etwas gehobener Stimmung durch den Fall von Antwerpen und das Zurückwerfen der Russen in Ostpreußen trotz deren großer Übermacht. Capelle sagt, Bethmann, der die Geschichte eingebrockt habe, müsse auch die Suppe auseressen. Ich bin doch anderer Meinung. Nur ein jüngerer eisenharter

Mann kann den Finish machen. Mit Bethmann wird es die reine Wassersuppe, und dann wollen wir einmal sehen, wohin die Welle geht.

Brüssel, 13. X.

Die Fahrt hierher war sehr anstrengend, unmittelbar nach dem Lunch, kein Ausruhen und ca. fünf Stunden Fahrt mit Hindernissen. Ich werde von Brüssel nichts zu sehen bekommen, denn morgen früh will ich nach Antwerpen weiter, um Admiral v. Schröder zu sprechen, nach seinen Wünschen zu fragen. Man ist hier immer noch im Ungewissen, wo die belgische Armee steckt, wahrscheinlich in Zivilkleidern nach England und Holland.

Charleville, 14. X.

Heute nach fünfstündiger Fahrt mit einigen Hemmungen über Namur die Maas herauf von Brüssel angekommen. Heute abend zum Essen eingeladen bei Seiner Majestät, wahrscheinlich wegen des Ubootserfolges im Finnischen Meerbusen. Der Sohn des Grafen Berckheim hat seine Sache dort sehr gut gemacht; schade, daß der Gegner kein Engländer war. Diese Reise war im ganzen für mich sehr anstrengend und nicht ganz so erfolgreich als ich vielleicht doch erhoffte. Ehe wir nach Brüssel kamen, passierten wir Charleroi, 1815 Hauptquartier Napoleons vor der Schlacht von Ligny, jetzt eine riesige Fabrikstadt mit scheußlicher Einwohnerschaft, ein kleines Häuflein Landsturm im Zentrum zusammengehalten. Nach Charleroi passierten wir das ganze Schlachtfeld von Belle-Alliance mit vielen Denkmälern besetzt. Die merkwürdige Wandlung in hundert Jahren trat mir lebhaft vor das geistige Auge. In Brüssel, der Millionenstadt, fanden wir eine aufgeregte Bevölkerung, und nur beim Justizpalast deutsche Truppen konzentriert, ca. 5000, darunter auch ein Marinedetachement. Einer der Herren vom Feldmarschall v. d. Goltz erzählte mir von der Zeit, als man eigentlich nicht wußte, ob wir Antwerpen belagerten oder die belgischen Truppen Brüssel; da hätte ihm einer der Notabeln gesagt, „mais, Monsieur, vous êtes les prisonniers.“ Nach dem Fall von Antwerpen ist die Stimmung wohl etwas anders geworden. Goltz war etwas besorgt, weil in Lille und im Norden sich größere Truppenmassen gezeigt hätten. Wie ich aber soeben höre, ist die Gefahr beseitigt. Es geht auch hier immer sehr auf und ab mit den Sorgen.

Charleville, 15. X.

Es müssen freilich sehr niedrige Seelen sein, die mir zutrauen, ich wollte aus egoistischen (wer ist die Quelle hinten herum? Es wäre doch interessant für mich zu wissen) Gründen die Flotte vorwärts treiben. Dümmeres könnte ich doch auch nichts tun, als die Flotte zum Schlagen und zur Tätigkeit zu bringen, wenn ich der Meinung wäre, sie würde erfolglos sein. Weil ich eben an ihren Erfolg glaube und weil ich in der Passivität ein Heruntergehen ihres Geistes erblicke, habe ich zur Tätigkeit getrieben. Es braucht ja nicht einmal bis zur entscheidenden Schlacht zu gehen, sondern zur Entfaltung einer Tätigkeit, die Beunruhigung hervorbringt bei den Engländern und die Chance mit sich bringt, die Torpedoboote in der Nacht zum Angriff zu bringen. Die jetzige Kriegsführung führt zur Tötung jeder Initiative und zur allgemeinen Versumpfung. Damit geht auch die Flotte nach dem Kriege zugrunde. Doch genug hiervon! Ich will mich ja auch gern resignieren, wenn ich nicht für ganz Deutschland große Befürchtungen hegte. Niederzwingen wird man uns nicht, aber mit der Weltstellung Deutschlands kann es leicht vorbei sein.

Es ist und bleibt merkwürdig, wie sehr unbeliebt wir sind und wie vollständig unser ganzer diplomatischer Dienst zusammengebrochen ist. Es kommt eine geradezu erschreckende Unfähigkeit an fast allen Stellen zutage. Doch ich will noch von Antwerpen erzählen. Ich folgte den Spuren unserer Marinodivision, die sich sehr brav geschlagen hat. Der alte Seebär Schröder hat seine Sache vortrefflich gemacht, sehr energisch und sehr tapfer. Eine Reihe von Schützengräben folgte der anderen, die Forts auf dieser Linie furchtbar zerschossen. Die Miesenstadt Antwerpen beinahe menschenleer, und zweifelhafte Gestalten zeigten sich, ein merkwürdiger Anblick. Etwas ausgepreßt wird die Marinodivision von der Armee, aber zur Entschuldigung muß man sagen, die Not war groß. Die aus den Küstenbefestigungen zusammengeschrapte Matrosenartilleriebrigade, die noch nie formiert worden war, mußte aus den Waggons heraus in die Laufgräben. Die Marinodivision hatte einen sehr schweren Stand, eine lange Linie zu verteidigen, dazu keine Artillerie außer unseren Bootskanonen. Dann kam Schröder und empfing mich sehr herzlich. Es war wirklich eine Freude, mit ihm zu sprechen und ihn zu hören, nachdem ich so lange Pohl habe aushalten müssen. Ich könnte Schröder richtig beneiden, nicht nur um seinen

Optimismus, sondern um seine Lage. Er stand und steht vor klaren Aufgaben und braucht nicht rechts noch links zu sehen. Ob nun die Marinedivision, wie er hofft, von Brügge, Ostende und vielleicht später von Calais aus so wichtige Erfolge aufzuweisen hat, ist ja nicht vor- auszusehen, aber auf die Nerven fallen wird sie wohl den Engländern.

Churchill war zwei Tage vor dem Fall in Antwerpen gewesen, in seinem Privatauto überall herumgerast und hatte zum rücksichtslosen Widerstand aufgefordert. Als er sah, daß die Sache schief ging, ist er abgefahren und soll jetzt in Frankreich sein. Schröder fuhr mich dann in Antwerpen herum. Die endlosen Kais und Speicher zeigten fast nur deutsche Firmen: Antwerpen sog sich aus Deutschland voll. Werden wir diese Stellung wenigstens behalten? Nachher aß ich mit Schröder und seinem Stab und fuhr dann noch nach dem Fort Walchem, das furchtbar zerschossen war. Abends in Brüssel. Gestern früh neun Uhr ab über Namur, Givet, Dinant, Revin usw., hierher, fast nur Trümmerhaufen, ab und zu ein Ort, der gänzlich unversehrt war. Gestern abend beim Kaiser, nichts Besonderes. Man war ganz guter Stimmung und hofft jetzt alles von den Reservetruppen.

Charleville, 16. X.

Hier erwartet man mit Spannung die weiteren Ereignisse im Norden. Man ist stellenweise zweifelhaft an einem durchschlagenden Erfolg. Die Engländer haben sich an das Meer herangeschlingelt und stehen hoch im Norden. Im französischen Hauptquartier soll ziemliche Verstimmung herrschen, und sollen die dunklen Truppen schlecht funktionieren mit den Weißen zusammen. Der Fall von Antwerpen soll im Londoner Publikum doch ziemlich eingeschlagen haben. Im übrigen soll die Lügenfabrikation dort jedes glaubliche Maß überstiegen haben.

Charleville, 17. X.

Man ist hier keineswegs sicher, ob der neue Anlauf, den wir jetzt mit der Armee machen, zu vollem Erfolg führen wird. Es ist fast der letzte große Trumpf, den wir hier einsetzen. Wenn er nicht gelingt, so tritt ein, was Jagow mir heute von dem Kriegsende überhaupt sagte. Er meinte, der Krieg würde versumpfen, langsam einschlafen aus allgemeiner Ermattung. Das wäre schlimm für uns. Aber daß der Friedensschluß das deutsche Volk nicht befriedigen wird, das befürchte

ich auch bei dieser Leitung. An ein Niederwerfen unseres Volkes glaube ich nicht einen Augenblick. Ein Volk, welches so glänzende Eigenschaften gezeigt hat wie Deutschland in diesem furchtbaren Kriege, kann nicht niedergeworfen werden. Ob das Erbe, das wir unseren Kindern hinterlassen, ein reiches ist, bleibt aber eine andere Frage. Die Methode unserer Regierungsweise wird freiwillig oder gezwungen eine andere werden müssen. Ich las heute einige Auszüge aus den „Sozialistischen Monatsheften“, ein der Sozialdemokratie sehr nahe stehendes Organ, über welches ich mich doch recht gefreut habe. Die Sozialdemokratie hat begriffen, daß ihre internationale Idee eine Utopie ist in der Welt, in der die Dinge hart aufeinanderstoßen, und merkwürdigerweise hat sie auch begriffen, daß nicht Rußland, sondern England der Feind ist, um den es sich bei diesem Kriege handelt, England, das ein aufblühendes Deutschland nicht dulden wollte. Es würde alles gut gehen, wenn wir politische Leitung hätten. Ob die neue Armeeführung nicht zu vorsichtig ist, nachdem die anfängliche so versagt hat, will ich nicht beurteilen, kann es auch nicht genügend. Mitunter hat man eine solche Empfindung. Nur gut, daß wenigstens im Osten vorzügliche Männer sind, die den russischen Koloss aufhalten. Sie würden ihn zertümmern, wenn unsere Bundesgenossen keine Österreicher, sondern Preußen wären. Unsere Uboote machen ihre Sache vortrefflich. Freilich werden wir auch hier auf Unfälle gefaßt sein müssen.

Charleville 18. X.

Was nun die Früchte der Siege anbetrifft, so werden sie bei der Leitung, die wir haben, sicher nicht ausgenützt. Vor allem aber — und das ist das Schlimmste — noch haben wir keine Siege, die ein Ausnutzen möglich machen. Wir hatten das Glück in der Hand und haben es verspielt. Ich möchte darüber mich nicht schriftlich äußern, obwohl die Wahrheit oder vielmehr die Tatsache überall schon durchsickert. Vorläufig bleibt nur übrig: durchhalten, so lange wie möglich, und die andern kommen lassen. Nur dann wird für uns ein erträglicher Friede zustande kommen. Eine sehr große Enttäuschung steht m. E. unserem Volke in jedem Fall doch bevor, wenn man seine Riesenleistung und seinen Blutverlust dabei berücksichtigt. Wenn wir in der inneren Politik nicht die Zügel in die Hand nehmen, so werden wir nachher gezwungen werden zu Reformen, die dann über das Verständige hinausgehen.

Das kann aber nach der Verfassung nur der Reichskanzler. Unsere Verfassung paßte für den alten Kaiser und Bismarck; sie paßt aber nicht für den Durchschnitt. Die Verfassung und Leitung steht nur auf zwei Augen, das ist ein Methodenfehler. Wenn aber die zwei Augen einmal unter dem Durchschnitt sein sollten, so ist es schlimm. Die Idee, über das preussische Staatsministerium zu regieren, geht nicht. Gesezt den andern Fall, ich käme hier mit Reformen, so würde man mit Recht sagen, was geht Sie das an? Und ich würde bei allen um den Kaiser herum angeschwärzt, meine schwierige Stellung noch unmöglicher, und ich würde gar nichts erreichen können. Da müßte es noch viel schlimmer kommen. Wenn der Krieg langsam versumpfte und einschlief, wie Zagorw glaubt, so wäre es aus mit Deutschlands Weltstellung. Wir sind so umgeben von Haß und Übelwollen der ganzen Welt, daß nur ein großer Sieg uns helfen kann. Man denke: nicht nur Haß der Feinde, sondern fast sämtlicher Neutralen, vielleicht mit Ausnahme von Schweden und der Deutschen Schweiz. Dazu der Kriegsanzlaß Serbien!! Wir werden in der ganzen Welt als die Anstifter angesehen. Laßt Euch mal eine Broschüre geben, die in Holland erschienen ist und einen Weltbund gegen den ungehobelten, überall störenden Parvenu Deutschland nach dem Frieden propagiert. Wenn sie auch trieft von Haß gegen uns, so liegt doch leider viel Wahres darin. In England führt die ganze Nation den Krieg mit vollster Leidenschaft und bulldoggenartiger Energie. Das tut freilich unser Volk auch, aber wie kommen wir der Bulldogge an den Leib, besonders da noch sieben andere Hunde uns hezen. Unsere Marine ist sehr brav und tapfer, unsere Führung aber entsetzlich. Ich hatte gestern mittag ein hartes Renkontre mit Pohl, weil ich das Ansehen der vier Torpedoboote für geradezu unsinnig hielt. Heute früh kam die Nachricht, daß dieselben abgeschossen seien.

Charleville, 19. X.

Heute hatte mich der Reichskanzler gebeten zu einer Besprechung über mögliche Friedensbedingungen. Ich habe mich nach Möglichkeit zurückgehalten, indem ich sagte, erst müßten wir vollen Sieg haben, ehe man eigentlich darüber sich äußern könnte. Doch hoffentlich bald mündlich mehr. Ich beabsichtige nämlich, nach Kiel und Wilhelmshaven zu fahren und über Berlin hierher zurückzukehren.

Nach soeben eingegangenen Nachrichten soll es hier im Westen

günstig stehen. Die Engländer sollen einen wenig geschickten Angriff auf die nördlich von Lille stehenden deutschen Truppen gemacht haben und unter schweren Verlusten zurückgeschlagen sein; die große Entscheidung hier wird in wenigen Tagen erwartet. Gott gebe uns hier einen vollen Sieg. Wir haben ihn bitter nötig. Der gefährlichste Feind bleibt England. Ich empfehle den Artikel von Carl Peters zu lesen, mit dem ich ganz übereinstimme, bis auf seinen Vorschlag, die in Deutschland zurzeit vorhandenen Engländer schlecht zu behandeln. Mit unserer Kriegsführung zur See bin ich nach wie vor durchaus nicht einverstanden. Die Abschichtung der vier Torpedoboote ist geradezu durch völlig falsche Auffassung zustande gekommen. Wir riskieren an Stellen, wo nur Zufallsglück uns aus der Affäre ziehen kann, und riskieren da nicht, wo wahrscheinliche Erfolge möglich sind. Der Mangel an Initiative der Flotte unsererseits flößt den andern Initiative ein. Müller entschuldigt aber immer alles.

Charleville, 20. X.

Gestern abend beim Kaiser, der gänzlich unverändert ist und mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich das versuchte.

Hamburg, 25. X.

„Emden“ Müller hat wieder sechs Schiffe erwischt, und die Engländer sind wütend; die „Karlsruhe“ sogar 13 Stück. Ballin freut sich nicht darüber, weil es die Engländer immer mehr in Wut bringe. Das mag richtig sein; trotzdem freue ich mich darüber. Ich kann nicht anders.

Charleville, 9. XI.

Meinen Freudenerguß über das siegreiche Gefecht an der chilenischen Küste wirfst du aus Trier bekommen haben. Leider kam der Schmerz über den Fall von Tsingtau hinterdrein. Eine Arbeit von 19 Jahren ist damit ausgelöscht. Von mehreren Seiten habe ich sehr freundliche Telegramme bekommen, u. a. von dem Präsidenten des Reichstags; auch der Herzog Johann Albrecht hat sein warmes Mitempfinden ausgedrückt. Gestern Vortrag bei S. M. zur Zufriedenheit. Besonderes ist hier nicht passiert. Man hofft und hofft im Westen. Ich habe das instinktive Gefühl, daß das tropfenweise Einsetzen nicht viel Erfolg zeitigen wird. Heute vormittag lange Konferenz mit Jagow. Er hatte doch Gründe gegen Botschafterwechsel in Rom.

Charleville, 13. XI.

Ich habe gelitten und leide noch mehr, daß unsere ganze Politik der letzten Jahre Blödsinn war, und daß die Leitung des Reichs — von S. M. hier abgesehen — so total versagte und es noch tut. Ich wollte ja froh sein, wenn ich persönliches Vertrauen zur hiesigen Armeeleitung hätte. Beurteilen kann ich das freilich nicht, meine Nase will aber durchaus nicht heran. Hier ist gar nichts zu berichten, als daß eben alles zum Stehen gekommen ist. Im Osten stehen 29 deutsche und österreichische Korps gegen 43 russische. Die Bundesbrüder zählen freilich nur halb. Die Türken schreien schon jetzt nach Munition, und wir haben keine abzugeben, ganz abgesehen davon, daß Rumänien nichts mehr durchläßt. Mein Versuch, Bülow für Flotow nach Rom zu bringen, ist wegen allerlei Bedenklichkeiten von Jagow nicht gelungen. Nach dem Kriege gehe ich unter die Sozen und suche mir Laternenpfähle aus, aber einen ganzen Haufen. Denn es müßte einer ganzen Hydra zu Leibe gegangen werden, wenn es besser werden sollte. Ich bange jetzt vor Überraschungen in der Nordsee und kann mit Pohl gar nicht fertig werden.

Charleville, 14. XI.

Hier dauert das scheußliche Wetter fort, die armen Kerls in den Schützengräben! Ich glaube, auch die maßgebenden Leute haben jetzt die Hoffnung aufgegeben, daß wir im Norden durchstoßen. Wir kommen also nicht nach Calais, wohin ich mit meiner zweiten Marinedivision strebte. Es ist Partie remise und wird wohl so bleiben. Aber spricht nicht darüber. Beide Teile liegen sich im Norden völlig erschöpft gegenüber. Wir haben hier zirka 100 000 Mann im Norden verloren. Neue Korps haben wir nicht einzusetzen. Im Osten steht es nicht ganz schlecht. Wir werden aber auch dahin noch Truppen schieben müssen, weil die Österreicher unglaublich sind. Ich sprach eben Oberst v. Marschall vom Kabinett, der war, wie übrigens allgemein hier, der Ansicht, daß die anderen unsere Verluste sicher auch nicht herausbekommen und England nicht so viel Nachschub stellen könnte wie wir. Das mag richtig sein, aber Partie remise ist schlimm, wenn die Flotte nicht helfen kann. Gestern kamen recht ungünstige Nachrichten vom Schwarzen Meer, türkische Munitionsschiffe torpediert und die Türken ohne Munition! Wer hält nun am längsten aus?

Charleville, 15. XI.

Ich komme soeben von einer Besprechung mit dem Kriegsminister. Er war diesmal viel lebenswürdiger und weniger erratisch. Der Grund hierfür liegt aber wohl in der Gesamtsituation, die er doch auch für furchtbar ernst ansieht. Ubrigens hat die Qualität der englischen Truppen doch sehr nachgelassen. Soviel ersehe ich, daß im Westen vollständig Remis eingetreten ist und jedes kleine Vorschreiten nur mit riesigen Blutopfern ermöglicht wird. Dabei drückt das Piratenreich in so unerhörter Weise auf die Neutralen, daß wir für manche notwendige Artikel doch in recht gefährliche Lagen kommen werden, Salpeter (Pulver), Autoreifen usw. Er schien den Ausweg mehr über Frankreich zu suchen als über Rußland. Ich halte das für ganz ungangbar, da Rußland und Frankreich sich in verbündetem Zustand befinden. Hier ist andauernd rauhes, scheußliches Wetter, heute vormittag schneite es ganz gehörig, Stimmung beim Kaiser und um ihn herum sehr gedrückt. Ich Sorge mich um die Flotte, England wartet wohl besseres Wetter ab, dabei ist es unmöglich, mit Pohl zu sprechen.

Charleville, 17. XI.

Gott sei Dank haben wir im Osten in Hindenburg und Ludendorff wirklich große Führer, und das wird uns vor dem Schlimmsten bewahren. Hier im Westen ist das leider nicht in dem Maße der Fall. Ich sprach gestern mit dem sehr klugen und verständigen S., der das, was ich nur als Eindruck meiner Nase wiedergeben konnte, als sein wohl-erwogenes Urteil aussprechen konnte. Jetzt ist eine „Hilfe“ hier eingetroffen, von der S. viel hält, doch diese Andeutungen nur ganz vertraulich; vielleicht haben sie später für mich Wert. Im August sind unerhörte Fehler gemacht, keine Organisation im Bureau des Generalstabs und später Kopflosigkeit, die, wie jetzt hier allgemein eingesehen wird, zu dem unnötigen und falschen Rückzug führte. Dadurch entstand schließlich die jetzige Lage, aus der uns aber wirkliche Führer herausbringen können, denn die Truppen sind ausgezeichnet. Für die schweren „Berthas“ müssen wir warten, bis wieder Pulver genug herangeschafft ist. Wir haben seit Beginn des Feldzuges alles von uns kontraktmäßig vorgesehene Pulver der Armee gegeben, dito Zeug, Proviant und viele andere Materialien.

Heute abend bin ich mit Admiral v. Pohl zu S. M. eingeladen.

Wir werden wohl auch Eiserne Kreuze bekommen, die ich gar nicht tragen möchte. Meine Beurteilung unserer Führung in der Nordsee und im Hofkriegsrat wird übrigens von L. und von U. und E. absolut geteilt.

Charleville, 18. XI.

Also wie ich mir dachte, bin ich gestern „gekreuzigt“ worden und obendrein Erster Klasse. Freude hatte ich gar nicht daran, was wäre ich unter anderen Umständen stolz darauf. Ich konnte mich auch nicht enthalten, S. M. zu sagen, das wäre doch gar nicht verdient, worauf S. M. meinte, wir hier in Charleville hätten es ja alle nicht verdient. Ich dachte mit Caprivi, „die Orden kommen mit dem Alter wie die Kinderkrankheiten“. Wie habe ich nach 1870 jeden beneidet, der das Kreuz sich verdient hatte, und jetzt mag ich es gar nicht tragen, denn ich glaube nicht, daß unsere Flotte etwas macht, und wenn sie dazu kommt, wird es ungeschickt. Ich blicke gespannt nach dem Osten, möchte doch ein starker Erfolg gelingen! Er würde sicher vernichtend werden, wenn wir nicht so unterlegen an Zahl dort wären, so ist nur auf einen guten Erfolg die Hoffnung zu setzen. Ganz so schwarz wie L. sehe ich noch nicht. Wenn nur der Kopf anders wäre, die Nation ist glänzend und demzufolge Truppe und Schiff. Die Schiffe sicher nicht minder, wo sie auch nur einzeln haben handeln dürfen, haben sie sich glänzend benommen, aber Führung à la 28. 8. und Hofkriegsrat schrecklich! Die Engländer haben jetzt Angst vor Zeppelinen, vielleicht nicht mit Unrecht. Ich kämpfe hier, wo ich herankomme, für den Standpunkt, Messer gegen Messer, aber für Schikanen bin ich nicht. Ich habe heute bewirkt, daß ein alter englischer Admiral, der interniert wurde, nach Italien herausgelassen wird. Auch einzelne Fliegerbomben sind falsch, die bleiben odios, wenn sie eine alte Frau totschiessen, und man gewöhnt sich an sie. Könnte man London an dreißig Stellen in Brand bringen, so tritt das Odiose vor dem Gewaltigen zurück.

Charleville, 19. XI.

Wir müssen uns darüber klar werden: will England den Krieg aufs Messer gegen uns oder nicht? Kommt man zu der Überzeugung, daß es rücksichtslos auf unsere Vernichtung ausgeht, dann müssen

auch wir schonungslos das Messer gebrauchen, wenn man an sein Volk glaubt und man nicht ein Verbrechen an seiner Zukunft begehen will.

Charleville, 21. XI.

Es besuchte mich ein amerikanischer Journalist, der mir von Erzberger empfohlen worden war, dann der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza. Der Amerikaner war mit seiner Regierung wenig zufrieden, sie würden, meinte er, für Tsingtaus Fall zu zahlen haben. Er deutete an, unsere Diplomaten hätten kein Verständnis für die Wirkung der Presse und ebenso nicht für transatlantische Verhältnisse. Graf Tisza war ganz zuversichtlich, bedauerte nur, daß wir nicht ein paar Korps mehr nach Polen geschickt hätten. Ich muß auch sagen, wenn wir hier nur stehen bleiben wollen, und so scheint es, dann hätten wir auch ein paar Korps entbehren können, und der Zusammenbruch der russischen Armee war sicher.

Charleville, 22. XI.

Es wird den Leuten in der Wilhelmstraße schwer gelingen, mich als Sündenbock hinzustellen, dazu wissen zu viele Leute das Verfahren des Auswärtigen Amts im Juli, das wahnsinnige Hereinschlittern in den Krieg! Fast gefährlicher sind die Leute, Pohl an der Spitze, welche die Ursache der Inaktivität unserer Flotte auf die Typenfragen der Schiffe und auf die Technik werden abschieben wollen, weil dahinter der Kaiser stehen würde. Doch das wollen wir alles dem lieben Herrgott überlassen. Das Gefühl, daß ich in den 50 Jahren meiner Dienstzeit meine Schuldigkeit getan habe, und besonders in den letzten 18 Jahren, kann mir keiner nehmen.

Ich möchte U. noch einmal sagen, daß ich durchdrungen von der Notwendigkeit eines Zollvereins mit Osterreich wäre, ich habe schon seit Luxemburg hierfür gewirkt. Über alle Bedenken müßte man hinweggehen. Graf Tisza macht einen bedeutenden Eindruck, während man dem Grafen Berchtold, den ich in Berlin kennen lernte, die Nullität auf der Stirne ablesen konnte.

Charleville, 23. XI.

Graf Spee hat nur noch wenig Munition, ein längeres Gefecht kann er kaum aushalten. Es wäre ein Wunder, wenn er sich durch-

schlüge. Ganz Amerika arbeitet für England und Frankreich, und wenn wir ein paar Kohlen bekommen, ist großes Geschrei. Es ist eine niederträchtige Ungerechtigkeit gegen uns, aber wir würden die Sache schon machen, wenn die Kabinettswirtschaft nicht wäre. Heute abend bin ich wieder bei S. M.

Charleville, 24. XI.

Zum Reichstag komme ich nun nicht, Capelle hat wohl recht, daß ich in eine zu schwierige Lage dabei kommen würde. Er als mein präsumptiver Nachfolger kann dabei gleichzeitig sein Debut machen. Er schrieb mir übrigens heute zum ersten Male, er hätte den Eindruck, daß die Engländer etwas weich würden, Gott gebe es, aber windelweich.

Charleville, 25. XI.

„Garnichts Neues vor Paris.“ Alles blickt noch gespannt nach Osten. Sicher zu übersehen ist die Lage dort nicht, weil Hindenburg das Hauptquartier schneidet. Die Entscheidung kann sich noch einige Tage hinziehen, bis die Pommern eingreifen. Für uns ist ein größerer Erfolg nicht anzunehmen und eine Katastrophe für die russische Armee durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die Russen ziehen freilich auch Kräfte von allen Seiten heran. Möge dem kühnen Feldherrn doch das Glück hold sein. Ich kann mit der Tätigkeit unserer Flotte unmöglich zufrieden sein; — ich meine natürlich nicht die einzelnen Schiffe, die haben alle bis jetzt ihre Schuldigkeit getan, wenn sie Gelegenheit hatten — die besten Chancen haben wir verpaßt, und falls die Flotte zum Tragen kommt, wird es ungeschickt gemacht werden. Ich habe Müller dringend L. als Chef des Stabes empfohlen und einen anderen für ihn. Pohl bekomme ich aber hier nicht fort. Wir sprechen Dienstliches überhaupt nicht miteinander, damit aber bin ich praktisch ausgeschaltet.

Charleville, 26. XI.

Heute zum Frühstück bei S. M. Ich hatte Gelegenheit, zu sagen, wir müßten der Tatsache ins Gesicht sehen, daß England aufs Ganze ginge, demzufolge eventuell starke Mittel anwenden, die Ubootsblockade. S. M. ging darauf ein. Gestern abend waren Havenstein (Reichsbank) und Helfferich (Deutsche Bank) nebst Pohl zum Essen dort.

Dabei ist das Gespräch auch hierauf gekommen, und S. M. soll sich ablehnend hierüber ausgesprochen haben, unterstützt von Valentini und Treutler. (Schwache halbe Leute.) Heute nach dem Frühstück widersprach Valentini nicht. S. M., Valentini und ich waren in einer Ecke, er meinte freilich, das wäre eine äußerste Maßregel.

Charleville, 22. XII.

Nun geht also die Schreiberei wieder los. In Frankfurt mußten wir Coupé wechseln und in Metz umsteigen. Von Metz hierher ging es dann durch. Wie der Schaffner „Scharleville, aussteigen“ rief, war mir nicht übermäßig fröhlich zumute. Unser Flottenausflug nach Nordwesten soll erst genauer untersucht werden, ehe ein Urteil gefällt werden könne. Gegen Ingenohl wird voraussichtlich keine klare Handhabe sich ergeben, vielleicht gegen mindere Leute, so daß eine größere Änderung nicht erreichbar sein wird. Die Schwierigkeit liegt schließlich darin, daß der Kaiser mit dem Grundprinzip eben einverstanden ist und es so haben will. Ich stehe von den Älteren ganz allein mit meiner Ansicht. Die Notwendigkeit, auch später in Flandern zu bleiben, scheint freilich durchzudringen.

Charleville, 23. XII.

Ich hatte Gelegenheit mit S. M. über die Nordsee zu sprechen. Er hatte schon den Kronprinzen gesprochen, der dabei gewesen war, und nach dessen Schilderungen meinte er, es wäre ein Wunder, daß den großen Schiffen nichts passiert sei, so viele treibende Minen und Uboote hätten sie gesehen. Unzufrieden war er, daß die Torpedoboote nicht angegriffen hätten. Man kann die ganze Lage aber nicht voll beurteilen, wenn man die Tagebücher nicht durchstudiert hat, und diese sind erst eingefordert. Daß der erforderliche Spiritus nicht dahintergesteckt hat, kann man fühlen, das bildet aber keine Unterlage. Ich hatte dann Gelegenheit, über Flandern zu sprechen und war erfreut, daß er im Ganzen meiner Ansicht war.

Charleville, 24. XII.

Ich hatte heute noch einmal Müller meine Ansicht von unserer Seekriegsführung auseinandergesetzt, der er nicht widersprach, in gewissem Gegensatz zu früher. Im Hinblick auf das letzte Unternehmen werden im Auftrag vom Kaiser noch einige Fragen gestellt werden,

die erst abgewartet werden müssen. Alles energische Vorgehen scheitert immer wieder.

Soeben komme ich von der Weihnachtsfeier in der provisorischen Kapelle, die sehr hübsch ausgeschmückt war. An langen Tafeln die Geschenke und die Leute, vorn ein etwas erhöhter Platz mit Teppichen für S. M. und die obersten Herren, davor die Krippe, nicht sehr groß, aber hübsch ausgeführt. Dann kam Göns in feldgrauer Uniform und dahinter mächtige brennende Christbäume. Zuerst wurden drei Strophen gesungen: Ich bete an die Macht der Liebe. Dann sprach Göns kurz und gut. Plessen im Namen der Armee dankte dem Kaiser und brachte drei Hurras. S. M. erwiderte einige kräftige Worte, ging dann durch die Reihen, war recht munter und sehr leutselig. Jeder stand vor seinem Platz und konnte sich bedanken, was ich dann auch tat. Am Schluß drei Strophen: Stille Nacht, heilige Nacht. Das Ganze war würdig und feierlich.

Charleville, 25. XII.

Bemerkungen, die von vielen Seiten aus Deutschland an mich gelangen, drücken mich immer tief herab in meiner Stimmung. Die Verfassung, in der lediglich der Reichskanzler politisch verantwortlich ist, macht mich praktisch machtlos, wenn es sich nicht um Ressortfragen handelt, und die gibt es im Kriege nicht. Generalstab und Admiralstab sind die Heeresleitung und unterstehen direkt dem Kaiser. Letzterer will den Marinekrieg so haben, wie er geführt wird und nicht anders. Für die Fahrt der Flotte nach England hat er Pöhl das Kreuz Erster Klasse gegeben, das charakterisiert die Situation. Daß ich das Prinzip nicht für richtig halte und die Person nicht sehr geeignet, nutzt mir nichts, denn es fehlen mir die Unterlagen dafür, daß ich recht habe, ganz abgesehen davon, daß mir das speziellere Material vorenthalten wird. Roon befand sich 1870 in gleicher Lage, ebenso Falkenhayn. Letzterer sah den Mißerfolg kommen und konnte nichts tun Ende August. Stein war 1813 ein völlig freier Mann und obendrein formell im Dienst des Zaren. Scharnhorst war auch machtlos dagegen 1813, bis er Stabschef von Blücher wurde. Blücher stand aber an der Spitze des Heeres. Für Kriegsverwendung bin ich der Marineorganisation zufolge kein Sachverständiger, und deshalb die Kabinettsfrage zu stellen, würde mir nur einen schlechten Abgang schaffen. Bloße

Vorstellungen aber bei S. M. würden meinen Aufenthalt hier nur noch unerträglich machen, als er an sich schon ist. Selbst wenn ich die Bedenken nicht hätte, mich selbst zum Flottenchef zu empfehlen, würde S. M. mich gar nicht nehmen. Ich habe das seinerzeit mit Plessen besprochen. Der Vorschlag bzw. das Anerbieten müßte doch auch von S. M. kommen und nicht von mir. Ich würde doch S. M. meine eigenen Bedenken nicht verschweigen dürfen, ebensowenig, wie ich es bei der Übernahme des Reichsmarineamts 1897 getan habe, und das wäre ein Widerspruch mit der Selbstempfehlung.

Charleville, 26. XII.

Besten Dank für deinen interessanten langen Brief, den ich noch gar nicht recht beantwortet habe. (Enthielt Anregung von amerikanischer Seite, Roosevelt ins Große Hauptquartier einzuladen). Für einen solchen Schachzug — Roosevelt einzuladen — ist unsere leitende Kaste viel zu steifbeinig. So etwas von unbrauchbaren Diplomaten ist wirklich noch nicht dagewesen. L. schickte mir den Brief eines Amerikaners über die Gründe, weshalb die Stimmung in Amerika und besonders in der amerikanischen Presse für uns so ungünstig sei. Einen wesentlichen Teil der Schuld maß er der unsererseits geübten Behandlung amerikanischer Journalisten zu. Er verglich die urbane, sich auf gleiche gesellschaftliche Höhe stellende Haltung der russischen, englischen und französischen Diplomaten mit den steifen aristokratischen Ablehnungen der unsrigen. Die Herausendung eines so formlosen Schaumschlägers wie Dernburg wäre nun wieder ein großer Fehler in entgegengesetzter Richtung; geistig und formell auf der Höhe stehende Gelehrte oder sonst prominente Personen, die würden gewirkt haben. Alles muß von oben herab angeordnet werden, die vorhandenen Kräfte werden nicht flüssig gemacht, im Gegenteil, jede selbständige Regung wird unterdrückt, so ist es ja dem ganzen Konsularkorps seit Jahren ergangen. In gleicher Richtung verfährt man ja auch gegen mich. Ich bin überzeugt, daß meine Unterredung mit Wiegand politisch nur nützlich sein kann, trotzdem würde man auf der ganzen Linie gegen mich losgeschlagen haben, wenn meine Unterredung nicht durch Zimmermann gebilligt worden wäre. Trotzdem weiß ich noch nicht, ob man nicht via Pohl, den sie ganz in der Hand haben, mir Unannehmlichkeiten bereiten wird.

Dirps, Erinnerungen

Unsere Erfolge in Rußland können nicht groß gewesen sein, da wir gar keine Geschütze genommen haben. Serbien ist von den Österreichern fast ganz geräumt, und unsere Hoffnung, Munition usw. nach Konstantinopel zu bekommen, ist sehr gering geworden. Die Rumänen lassen von Rußland aus alles durch und von uns nichts. Das ist schlimm; aber trotz allem setze ich noch große Hoffnung auf Hindenburg, und die Kraft unserer Armee ist nicht im mindesten erschüttert. Auf's Aushalten kommt es an.

Charleville, 28. XII.

Wir haben heute das rechte scheußliche Charleviller Wetter, Regen, Wind und Kälte und dabei für mich die Unmöglichkeit, mich für die große Sache betätigen zu können, nicht einmal mit Ratschlag für den Admiralstab. Es ist namenlos hart für mich, hier auszuhalten. Die einzige Chance, die ich noch habe, wenn ich sie habe, ist, bei etwaigen Friedensfragen herangezogen zu werden, aber das liegt so fern, und auch da wird alles mich abdrängen.

Charleville, 29. XII.

Wenn Hindenburg nicht doch noch hilft, so sieht es schlecht aus. Hier steht alles, und leider fehlt es an Munition, das ist sehr schlimm und eine merkwürdige Versäumnis des Kriegsministeriums, das offenbar bürokratisch stark verfilzt war. Wir haben seit Anfang des Krieges unsere großen Lazarettvorräte und Munitionsbestellungen an die Armee abgegeben, es war aber natürlich nicht ausreichend.

Charleville, 31. XII.

Das furchtbare Jahr 1914 geht zur Rüste, und was wird das Jahr 1915 bringen an Hoffnungen und Enttäuschungen! Ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß beim Friedensschluß unser Volk nach den ungeheuersten Anstrengungen und Leistungen ebenso enttäuscht sein wird über die Resultate, wie vor 100 Jahren. Ich will aber schon zufrieden sein, wenn wir nur die Fähigkeit, besser die Möglichkeit behalten, uns wieder in die Höhe zu arbeiten. Solange ich lebe, wird Schmalhans Küchenmeister bleiben, ich meine das nicht für uns, sondern für unser ganzes Volk. Ich las heute in der „Daily News“ vom 12. Dezember einen Artikel „Lord Fisher und v. Tirpitz“, der natürlich sehr viel Falsches enthält, aus dem aber doch hervorgeht,

wie man lediglich mich als den Leiter unserer Seekriegsführung ansieht, ebenso wie es die Geschichte tun wird. Ich habe die Flotte geschaffen und habe fast nichts zu sagen bei der Verwendung, eine schreckliche Situation für mich. Dabei ist klar, daß vorwiegend das Geschäft von Müller (Stellenbesetzung) Bankrott erlitten hat, sonst hätte die Flotte Großes geleistet. Das sieht man ja an jedem Einzelauftreten unserer Schiffe.

1915

Charleville, 1. I.

Heute Kirche, Predigt etwas sehr rhetorisch und mir kaum etwas gebend. S. M. mich gnädig begrüßt, nachher auf der dreckigen Chaussee nach Hirson Vorbeimarsch der Landwehr, Landstürmer und der Stabswache, ich glaube gewiß 5000 Mann. Dann war Hauptquartier und Offizierkorps aufgebaut, und S. M. sprach mit jeder Gruppe etwas. Neujahrsgratulation von Pohl an Müller: „Schützen Sie mich auch ferner im neuen Jahr“ (d. h. natürlich gegen mich).

Aber U.s Brief schreibe ich wohl noch. Er irrt sich aber. Es ist eine feste Stuckmauer um den Kaiser herum, durch die ich nicht hindurchkomme, ganz abgesehen davon, daß ich nicht mehr die Nerven für einen großen Kampf habe. Änderung der Kabinettswirtschaft kann nur eintreten nach einem großen Unglück, und davor wolle Gott Deutschland bewahren. Im Frieden nachher werden freilich die Geister aufeinanderplatzen.

Charleville, 2. I.

Die Schicht um den Kaiser ist zurzeit noch undurchdringlich. Es ist eben die Eigenart vom Kaiser, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen. Er soll zu Müller schon mehrmals gesagt haben: „nun müsse aber die Flotte mal etwas machen,“ aber zum Entschluß ist er nicht zu bringen, und mir gegenüber weicht er einfach aus, obgleich ich ihn harangiere, wo und wann ich nur kann. Müller hat eine große Verantwortung vor unserem Lande, aber ich glaube, er weiß es kaum. Er bestärkt den Kaiser, sich nur an den ihm untertänigen Pohl zu halten. Dagegen hilft keine Gewalt meinerseits, es sei denn bei einem großen Unglück.

Charleville, 3. I.

Ich teile deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen, an Stelle der Evolution.

Charleville, 4. I.

Pohl hat sich jetzt zu meiner grundsätzlichen Auffassung unserer Kriegsführung bekehrt. Ich hoffe also, daß es jetzt besser geht. Nur das bleibt übrig: „Was du von der Minute ausgeschlagen usw.“ und hier handelt es sich nicht bloß um Minuten, sondern um fünf Monate! Wenn der Kaiser nicht direkt von Müller beeinflusst wird, muß es jetzt vorwärts gehen. Ich glaube, die Verhältnisse drücken jetzt aber doch zu stark, die Flotte muß heran. Möge unser Herrgott ihr helfen. Im günstigsten Falle bringt sie die Entscheidung, aber damit will ich gar nicht rechnen. Ich will zufrieden sein, wenn sie etwas mit beiträgt, uns den Frieden zu erkämpfen. Nadelstiche reichen hierfür nicht aus.

Charleville, 5. I.

Am Vormittag habe ich unser neues Vorgehen etwas bearbeitet und Einigkeit mit Pohl endlich erzielt. Es soll jetzt so gemacht werden, wie ich in Koblenz und schon in Berlin vorgefagt hatte. In Berlin hatte ich aber noch auf eigene Initiative von Ingenohl gerechnet, in Koblenz drängenden Charakter gegeben. Charakteristisch für die Wirtschaft von Müller und Genossen: die Vorschläge gehen in Gestalt einer Denkschrift. Das würde ich in Pohls Stelle einfach nicht tun, bzw. Vortrag halten und Denkschrift da lassen, wenn der Kaiser darauf besteht. Geschieht das nicht, so nimmt Müller und Genossen plus Bethmann die Entscheidung in die Hand, aber ich rechne darauf, daß die Lage im ganzen drückt.

Charleville, 8. I.

Soeben war ich eine Stunde beim Großherzog von Baden. Der Kanzler hat mich schriftlich aufgefordert, ihm meine Ansicht über die Zukunft Belgiens sowohl von meinem Ressortstandpunkte, als vom Standpunkt der Zukunft Deutschlands in einem Schreiben niederzulegen. Das ist mir angenehm, denn nun kann ich mich frei infor-

mieren, ohne gleich in den Verdacht zu kommen, gegen den Kanzler zu inspirieren. Capelle bekommt heute den Auftrag, mir eine Denkschrift vorzubereiten und herzuschicken. Ich selbst werde noch nach Brüssel und Flandern fahren, um die Frage an Ort und Stelle zu studieren, auch Krupp pp. heranziehen. Zollgrenze darf m. E. nicht sein. Die Rheinländer denken an zeitweilige Likin¹⁾. Ist der einmal eingerichtet, dann ist er schwer zu beseitigen. Aus Italien schlimme Nachrichten, es will auf Raub ausgehen und zunächst das Trentino haben, aber l'appétit vient auch für Rumänien. O heiliger Hindenburg, hilf uns bald, wir haben es nötig. Immer noch fehlt hier Munition. Wir verlieren täglich Menschen und können nicht wieder schießen.

Charleville, 9. I.

Vorläufig unterhandelt Müller noch mit Bethmann darüber, eigentlich ein haarsträubender Zustand! Ich denke, etwas Luft wird Ingenohl wohl gelassen werden, aber ich habe kein Vertrauen mehr zu ihm. Mit Müller hatte ich noch eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung, bei der er sehr gereizt und ich sehr ruhig war. Spaßhaft war die schriftliche Zustimmung von Pohl auf meine Zustimmung zu seinen Ideen. Er hätte diese Zustimmung mit „Genugtuung“ begrüßt, nachdem er und Müller die seit fünf Monaten bekämpft hatten!! Aber Schluß darüber. Meine Hoffnungen sind doch nur gering. Mit ihrem Neujahrswunsch hat Ilse recht. Mein, meiner Überzeugung nach gut gelungenes Lebenswerk und diese Nutzenanwendung, es ist schrecklich für mich! Von vornherein waren Chancen, aber es waren doch eben nur Chancen. Am 16. Dezember aber hatte Ingenohl das Schicksal Deutschlands in der Hand. Ich gerate immer in eine innere Aufregung, wenn ich daran denke.

Ein früher bei uns ausgebildeter rumänischer Seeoffizier grüßt in einem Briefe seine alten Kameraden und schreibt dabei, er hätte oft für Deutschland gesprochen, es nützte alles nichts, in ein paar Wochen ginge es gegen Österreich los, dazu Italien in gleicher Verfassung! Ich glaube, es sind schon ultimatumähnliche Drohungen ausgestoßen. Dabei ist die Wut über unsere Bundesgenossen bei unseren Osttruppen groß, sie wären nicht mehr vorwärts zu bekommen.

¹⁾ Zwischenzollgrenze (Chinesisch).

Charleville, 10. I.

Der Anlauf, zu dem ich und Westerkamp Pohl gebracht haben, ist praktisch in nichts zerfallen. Zweifellos haben Müller und Bethmann die Sache abgekartet und den Kaiser vorher instruiert. Statt dessen sind aber nun doch Konzessionen zu machen, halbe Maßnahmen angeordnet, die m. E. wenig nützen können, dabei aber große Gefahren in sich schließen, es ist schrecklich. Freilich meine „Unterredung“ können sie nicht aus der Welt schaffen, und die drückt auf die Dauer. Aber mit dieser einen Maßregel ist ja doch gar nicht genug getan, sie würde ja nur dann voll wirksam geworden sein, wenn wir nach Calais gekommen wären. Von Flandern aus ist es sehr viel schwerer, deshalb muß außer dieser Maßnahme auch die Flotte heran, und das ist zurzeit nicht zu erreichen gewesen. Ich warte nun Hopmann ab, um weiter zu operieren. Dabei muß natürlich zugestanden werden, daß in diesem Augenblick, wo Italien und Rumänien auf der Rippe stehen, ein Echec von Ingenohl gefährlich ist, während man hier immer noch auf Hindenburg gegen Rußland rechnet, der nur durch das Sauwetter zurzeit abgehalten wird.

Charleville, 12. I.

Ich las gestern in der „Frankfurter Zeitung“ aus einer Rede, die Lord Roseberry in Dalleith gehalten hat: „Wir stehen zwei Tatsachen von größter Bedeutung gegenüber: Erstens, daß die britische Nation auf immer unterworfen wäre, wenn sie nicht bis zum letzten Schilling und bis zum letzten Mann kämpft, und zweitens, daß das deutsche Volk als die größte Militärmation der Welt sich nie wieder erheben würde, wenn es geschlagen werde.“ Diese Worte charakterisieren m. E. tatsächlich die Lage, und aus dieser Lage heraus ist kein Ende abzusehen.

Gestern abend beim Kaiser, wo ein Generalstabsoffizier von Hindenburg eingetroffen war mit einem Brief für S. M. Wird man wieder aus Lokalinteressen dasselbe machen wie seinerzeit? Was haben wir für fürchterliche Verluste gehabt damals ohne jeden Gewinn. Der Herr erzählte übrigens, daß die Russen für Nikolai Nikolajewitsch durchs Feuer gingen und sie bisher nur gute Gewehre sich gegenüber gehabt hätten, mit anderen Worten, daß die Kraft der russischen Armee nicht gebrochen sei. Er fragte den Kaiser, was die Flotte machen würde? Mann hörte die Antwort vom Kaiser: England wolle sie stets verführen,

aber das täte sie nicht. In Wirklichkeit ist die neue Anweisung wohl dank des Einflusses von W. und Z. besser geworden, als ich nach den Auslassungen von Pohl fürchten mußte. Ingenohl hat jetzt so viel Lust, daß, wenn er nur wirklich will, die Sache vorwärts gehen muß. Hoffentlich bestraft der liebe Herrgott nicht das Zögern. Mein Drängen hat doch schließlich etwas genützt. Freilich einen Führer kann ich nicht schaffen. Ein anderer Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Hentsch, kam von Serbien und erzählte von dem dortigen österreichischen Zusammenbruch, lobte die serbische Armee sehr und war der Meinung, daß Rumänien und Italien sich nicht mehr lange halten lassen würden, das weiß wohl auch Hindenburg, daher der energische Druck. Wird man endlich zu vollen Entschlüssen kommen? Ich glaube, damals wäre die Entscheidung anders ausgefallen, wenn sie weniger unter Lokalinteressen gestanden hätte. Oberstleutnant Hentsch lobte die österreichische Marine auf der Donau, in Pola dagegen (Admiral Haus) stünde man ganz unter der italienischen Hypnose — Lissa und Tegetthoff seligen Andenkens. Verwandtschaft von Toffre und French festgestellt. Die Möglichkeit, daß wir deutsche Truppen nach Serbien schicken, liegt leider nicht vor. Das Prestige Osterreichs auf dem Balkan scheint endgültig zu sinken. Die Mannschaften, namentlich Deutsche und Ungarn aus Kroatien recht gut, sie wollten aber durchaus von uns geführt werden, da ihre eigenen Offiziere versagen. Bedenklich sind die tschechischen Mannschaften.

Charleville, 14. I.

Es gehen große politische Dinge vor, es scheint fast so, als ob wir Osterreich mehr oder weniger fallen lassen müssen oder es zwingen, Stücke von seinem Leibe herzugeben als Futter für die Masgeier, die es umlauern.

Hopman hat mir heute noch viel von der Flotte erzählt, aber keineswegs ganz erfreulich. Tritt dort nicht eine Radikalkur ein, so wird nichts daraus, und wir würden England heute schlagen! Statt dessen gehen ihre ganzen Gedanken (die Admirale) in die Technik, die nach allen Richtungen hin zu wünschen übrig ließe und sie dadurch hinderte, etwas zu leisten. Aber auf Uboots- und Luftkrieg wird gedrängt, sonst könnte das deutsche Volk verstimmt werden über die Untätigkeit der Flotte. Die Flotte ist da, und der Tegetthoff fehlt.

Es ist zu traurig. Dazu wird unsere Gesamtlage doch recht ernst, trotz des kleinen Erfolges bei Soissons, der dem General von L. sogleich den Pour le mérite eintrug. Übrigens hat sich bei dieser Gelegenheit doch gezeigt, daß einem gut angelegten Sturmangriff unserer Truppen die Franzosen nicht widerstehen. Es waren Brandenburger von der 1870 so berühmten 5. Division.

Charleville, 15. I.

Bei den Wissenden ist es hier auch recht ernst geworden. Große Munition mangelt und kann nicht schnell genug geschafft werden. Ich werde mich entschließen müssen, noch weiteres herzugeben, obgleich sofort Mangel da wäre, wenn Ingenohl ein Führer wäre. Jetzt will er zwei Geschwader nacheinander nach Kiel schicken zu notwendigen Ausbildungszwecken. Es ist unglaublich, und dabei wird er immer mehr „gebottelt“. Eine Flotte ist eine ebenso schlechte Defensivwaffe wie die Kavallerie, vielleicht noch mehr. Alle Vorteile in der Nordsee hat der, der die Initiative hat. Man denke z. B. auch an die „Emden“ und die „Karlsruhe“. Der Krieg der verpaßten Gelegenheiten zu Wasser und leider auch zu Lande!

Der Frieden wird schlecht, wenn wir Antwerpen und Flandern nicht bekommen, da liegt die einzige Kompensation für alle sonstigen Verluste in der Welt. Soeben hatte ich Besuch von Monsieur und Madame G., die mir anboten, durch einen Verwandten in England Nachrichten über Wolf einzuholen. Ich dankte sehr, aber es wäre nicht nötig. Beide, namentlich Madame, waren sehr lebenswürdig. Wir haben auch etwas politisiert; Richelieu und Colbert hatten recht, Louis XIV. hat den größten politischen Fehler gemacht, der Frankreichs Niedergang schließlich verschuldete. Napoleon I. hatte in seiner Grundidee recht, und auch jetzt, wenn man vom Grenzstreit absieht, wären die Interessen Frankreichs und Deutschlands solidarisch usw. usw. Er lehnte nicht ab, Madame meinte, das wäre ganz richtig, aber jetzt müßten wir eben fechten, dem ich natürlich zustimmte. Es ist schade, daß der Verstand so wenig die europäischen Völker regiert, abgesehen von England, das keine Seele hat. Ob es sich verrechnet hat, werden wir sehen. Die Neutralen beugen sich alle seiner Macht. Für uns ist in der Beziehung auf nichts zu rechnen als auf uns selbst. Ein mächtiger, gewaltiger Bau und nur eine Hydra obendrauf.

Charleville, 16. I.

Capelle telegraphierte von neuem, ich müßte hier bleiben, Brief folgt. Die Situation scheint sehr zu drängen. Es scheint doch so, daß das Reichsamt des Innern sich sehr verrechnet hat mit seiner Schätzung der Getreidevorräte. Wenn jetzt nur nicht Flucht auf der ganzen Linie kommt. Jetzt will Ballin nun mit einemmal energische Seekriegsführung, nachdem er bisher stets mit dem anderen Klügel geschrien hat: „Nur den Feind nicht reizen.“

Ich bin froh, daß Rehmann von einer Aufgabe zurückgekehrt ist, die nicht auf Wahrscheinlichkeit, sondern auf Dufel berechnet war. Ich hatte Sorge, daß die Sache schief gehen würde, wie mit den Torpedobooten. Die Stimmung bei den Neutralen wird dauernd schlechter, der Bluff von England ist zu groß.

Charleville, 17. I.

Weshalb Capelle so sehr darauf drängt (zweimal telegraphisch), daß ich hier bleibe, ist mir immer noch nicht klar. Ich kann mir gar nicht denken, daß die Getreidefrage so schlimm steht, und einen anderen Grund weiß ich nicht. Da ich jedenfalls am 27. Januar hier sein muß, so ist meine Flandernreise zunächst in Frage gestellt. Ich habe die Hoffnung auf J. und die Flotte fast aufgegeben. Jetzt bleibt vielleicht die Ubootsache. Wir müssen aber England durchaus ans Leder, sonst machen wir einen Frieden, der unsere Weltmachtstellung nicht berücksichtigt, und Deutschland wird wieder Menschen exportieren und nicht Waren. H.s Beschwerde hat, glaube ich, nicht den Erfolg gehabt, J. herauszupfeffern, sondern nur den, daß man H. mehr Futter gibt und man militärisch sich im Osten inkl. Conrad von neuem orientiert hat. Hat H. den Erfolg, daß wir mit Rußland uns abfinden können, was ich immer für das beste halten würde, so kann das auch hierher zurückwirken, aber gegen England müssen wir mithelfen.

Charleville, 19. I.

Gestern abend beim Kaiser. Es kam die Rede auf die Ubootsache, Treutler und Valentini sofort dagegen, Italien würde Angriffsvorwand haben. Ich wurde etwas sehr deutlich, wenn wir den Engländern nicht an den Leib gingen, so würden wir uns die Sympathien der Neutralen noch mehr verscherzen und erreichten nichts. S. M. will nicht. Er

möchte erst politisch klarer sehen usw. Aus dem Ganzen ging hervor, auch nach Ansicht von K., daß man Frieden haben wollte, auch wenn er faul ist. Der Kaiser erzählte, wie immer die Nerven den Sieg entschieden. Langenbeck (Schwager von Plessen) hätte gesagt, als er den Fall von Port Arthur hörte, die Russen hätten vierundzwanzig Stunden zu früh kapituliert, sonst hätten sie gesiegt. Ich sagte S. M., das wäre sehr richtig, es gäbe auch vierundzwanzig Stunden im weiteren Sinne der Kriegsentscheidung. Der Kaiser schwieg. K. v. B. hat in einem Schreiben an Bethmann begeistert zugestimmt. Ich habe ihn nun bearbeitet, da die Presse schweigen mußte, so mußte sich ein Duzend prominenter Führer in Handel und Industrie zusammenschließen und ihre Ansicht über den allein für Deutschland ausreichenden Frieden zu Füßen des Thrones niederlegen. Dazu konnte ich ihn nicht bekommen. Ja, wenn er gefragt würde, sie wären ja alle einig, die meisten wollten sehr viel mehr (als ich nämlich), aber es könnte so aussehen, als ob sie den Kanzler stürzen wollten, und das ginge doch nicht. Ich versuchte vergeblich, ihm klar zu machen, es wäre doch eine historische Pflicht für ihn und seine Genossen, so etwas auszusprechen, ehe es zu spät wäre, es würde doch auch den Kanzler, der sich in Zweifeln zermüht, nur festmachen. „Ja, er wolle sich das überlegen usw.“ Ein solches Manko an Persönlichkeit in den oberen Etagen bei einer so großartigen Leistung der Nation ist erstaunlich und zeigt doch schließlich eine schwere Wunde in unserem Staatsorganismus, die sich bitter rächen muß.

Ich bin immer nur erstaunt, daß der Kaiser mich noch gut behandelt, er geht zwar um mich herum und läßt mich nicht heran, aber er denkt wohl, es macht zu viel Aufsehen, wenn ich gehe.

Die Flotte kann jetzt, wenn sie will, aber J. ist ohne Intuition. Da ist von hier eben nichts zu wollen.

Brüssel, 20. I.

Wir fuhren ab 10 Uhr, diesmal ohne Schwierigkeiten über Charleroi. Die Bevölkerung war offenbar zurzeit sehr viel weniger aufgeregter als das erstemal. Hier will ich Bissing und B. sprechen und morgen nach Brügge fahren. Die Gesamtsituation ist mir immer klarer geworden. Ich hoffe jetzt vor allem auf Hindenburg. Wir müssen Rußland erst noch einmal schlagen, dann scheint mir ein Abkommen mit ihm möglich, wenn Österreich nicht bockig ist. Kastanienbäume im Südtirol an Italien,

um letzteres zufriedenzustellen! Österreich muß nach Südosten dort Raum gewinnen — Bulgarien auch etwas abbekommen, um es an Österreich zu fesseln. Dafür muß Österreich im Nordosten das abgeben, was nur schädlich ist und es seiner historischen Aufgabe entfremdet. Rußland mit Ehren heraus aus der Affäre, kann uns kleine ev. notwendige Berichtigungen geben, namentlich einige Littauer. Gut wäre das, aber keine absolute Notwendigkeit. Bares Geld ist nicht zu verlangen. Ein größerer Teil von Polen wäre für uns nicht erwünscht. Deshalb jetzt alles für Hindenburg, was nur möglich, um mit Rußland Schluß zu machen. Rumänien nichts, wenn es nicht aktiv wird. Dies ist schon notwendig, um Ungarn zu befriedigen. Dann Hindenburg hierher mit absoluter Vollmacht; der hätte die Position, um alles zu machen, schließlich auf England los, soviel wir können. Mit Bissing unterhalten und großes Einverständnis erzielt. Vielleicht sehr wertvolle Unterstützung.

Brügge, 22. I.

Je mehr ich sehe von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler, je mehr schwindet meine Hoffnung. Ich bin heute in Antwerpen gewesen, hatte B. zum Frühstück und habe nachher General von H. gesprochen. H. sagte noch, bevor ich meine Ansicht aussprach, „der Krieg ist ohne Belgien verloren.“ B. meinte, Ballin sei für Antwerpen, aber der Kanzler pp. und Anhang wollten sich mit dem Kongo abfinden lassen. Ein Schleier für solche, die nicht sehen wollen. Die Revision des Dreißigjährigen Krieges ist meines Erachtens dann auf immer verpaßt. Die Stellungnahme von Müller spricht Bände über die bestimmenden Ansichten. Es sei denn, die Nation spricht ein Wort mit. Der industrielle reiche Bourgeois ist aber indolent geworden. Ich bin nicht nur in Charleville, sondern auch in Berlin völlig isoliert. Der Luftangriff auf Yarmouth pp. ist ein Verplempern. London soll geschont werden. Auf die City müßte alles, was da fleucht und kreucht, konzentriert werden nach meinem mündlichen und schriftlichen Botum.

Charleville, 26. I.

In Gedanken bin ich natürlich bei der Flotte. Der Vorstoß ist mit demselben Fehler gemacht worden wie stets, die Flotte war im Hafen und nicht an der Stelle, wo die Rückendeckung stehen mußte. Der Effekt beim Kaiser wird wohl der sein, daß nun alles eingekapselt

wird. Ich bin heute abend zum Essen und werde versuchen, auf ein Birement zu drücken.

Charleville, 6. II.

Heute war eine zweite Unterredung mit Müller, die insofern leidlich verlief, als sie zu einem andern modus vivendi führte. Das Schlimme bei der Aktion mit den Ubooten ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt werden wird, daß wir jetzt nicht genug haben. Darin und in der Art des Startes mit Fanfarengeläse und Drohung an die Neutralen liegt die schlimmste Seite der Angelegenheit. Ich konnte heute Müller aktenmäßig nachweisen, wie von mir durchweg ein anderer Weg vorgeschlagen wurde und Pohl später immer pazig ablehnte und nachher die Sache mit dem Kanzler allein abmachte. Der Kaiser und Müller sind in dieser Sache wütend auf Pohl. Mich aber trifft es, da durch das Interview mit Wiegand die Sache an sich mit meinem Namen verknüpft ist und man glaubt, ich wäre der Ausführende. Ich habe übrigens heute Müller gesagt, daß nur die Pflicht gegen das Vaterland mich abhielte, den Abschied jetzt zu nehmen; ich würde es selbstverständlich nach dem Kriege tun. Im übrigen erzählte ich, wie vom Auswärtigen Amt und wie in Abgeordnetenkreisen die Sachlage kolportiert würde: Ich wäre beim Kaiser gänzlich drunter durch und hätte keinen Einfluß mehr. Das fände ich doch nicht richtig, solange ich noch im Amte wäre. Diese Ausführungen waren ihm sehr peinlich. Der eigentlich große Zwiespalt zwischen dem Kaiser und mir ist der, daß ich für notwendig gehalten habe, die Flotte einzusetzen, und der Kaiser nicht wollte. Jetzt sucht man nach anderen Gründen hierfür und nach dem Sündenbock.

Die Vorgänge in Preußen sind jetzt klar. Die Russen wollten einen großen Schlag tun, und wenn nicht Hindenburg bei Masuren ihnen zuvorgekommen wäre, stünden die Russen jetzt vor Königsberg und Danzig.

Charleville, 7. II.

Pohl hat in seiner Eitelkeit und Urteilslosigkeit etwas Gefährliches eingebrockt, was ich auseressen muß. Der ganze Pohlsche Erlaß vom 4. Februar war überflüssig, wir hätten die Verwendung der Uboote sich selbst entwickeln lassen sollen, immer stärker und stärker, unseren

Kräfteverhältnissen entsprechend wachsend, Befehlsänderungen wären bei Annahme meines Vorschlags nicht notwendig gewesen. Statt dessen Fanfare, Bedrohung und demzufolge Aufregung der anderen und England gewarnt und vierzehn Tage Zeit gelassen um sich vorzubereiten.

Die Engländer und Franzosen verstehen sich auf den Bluff, das muß man ihnen lassen. Sie haben vor den Dardanellen noch gar nichts erreicht, und wenn die Türken nicht in Panik geraten, werden sie auch gar nichts erreichen. Außerdem haben die Türken dort acht ihrer besten Korps stehen, und da drohen die Engländer mit Landungskorps!

Charleville, 2. III.

Mann telephonierte noch am Abend, daß die Note an die Vereinigten Staaten nun doch veröffentlicht worden sei, trotz der neulichen Behauptung des Kanzlers. Die Presse und das Publikum werden den Kern der Sache nicht verstehen. Erstere ist außerdem geknebelt und wird im Sinne des Kanzlers geschrieben. (Siehe Lokalanzeiger, 3. III. 15.) Auf diese Weise wird der Kanzler dem Kaiser gegenüber recht behalten. Die Kreuzzeitung freilich soll gegen die Note geschrieben haben.

Charleville, 3. III.

Von hier absolut nichts zu berichten. Heute war Admiral v. Müller bei Bachmann, freilich nur auf dem Sprunge, da er mit dem Kaiser zu General v. Einem fahren mußte, aber zu mir ist er nicht gekommen und war offenbar überrascht, von Geige¹⁾ zu hören, daß ich hier sei. Ich werde nun weiter abwarten. Bethmann ist mit Jagow in Berlin geblieben; er will noch ca. 10 Tage dort bleiben wegen der Verhandlungen. Hier erfährt man nichts und führt ein trostloses Dasein. Nur das Ensemble in maison Gailly ist außerordentlich angenehm geworden. Wir passen alle sehr gut zusammen, und ich glaube, wir freuen uns alle daran. Vormittags habe ich einen kleinen Gang mit Hopman gemacht und nachmittags mit Bachmann, dem ich etwas von der Stadt zeigte und dann mit ihm an der schlangenartig sich windenden Maas entlang wanderte. Wir hatten heute früh zwar Schnee, aber trotzdem geht etwas wie Frühlingsahnen und Milde durch die Luft. Ich bin jedenfalls froh darüber.

Die neueste „Frankfurter Zeitung“ lobte zwar unsere Antwortnote,

¹⁾ Botenmeister in der Kanzlei.

aber doch nur sehr mäßig! E. erzählte mir von seiner Unterredung mit Bethmann. Er hatte aus derselben einen sehr wenig günstigen Eindruck von dem Lenker unserer Geschicke empfangen. Er hätte nur gerast: „Was soll ich machen, was soll ich machen?“ Italien und Griechenland seien ihm im Traume erschienen. Pohl hätte ihm etwas ganz anderes gesagt, als nachher geschehen. Kurz, sich zermürend in Zweifel, daß Gott erbarm. Das kann ja nicht gut gehen am Ende.

Leider ist die Offensive Hindenburgs zum Stehen gekommen, und auf Osterreich ist nicht zu rechnen. Die Russen werden über jede Erwartung gut geführt und vollziehen auch ihre Operationen mit großer Geschicklichkeit. Die Russen wollten das gleiche machen wie Hindenburg. Letzterer kam ihnen glücklicherweise zuvor, sonst säßen die Kerls jetzt vor Königsberg. Es scheint sich da von Grodno bis nach Ploczk ebenfalls eine Schützengrabenslinie zu bilden. Das ist schlimm für uns.

Charleville, 4. III.

Die Entscheidung der jetzigen Krisis liegt zweifelsohne in Rom und in den Dardanellen bzw. im Durchhalten der Türken. Rumänien und Genossen ist doch der Spuk ins Gebein gefahren bei dem Gedanken, Konstantinopel könne russisch werden, den rumänischen Halunken wäre es eigentlich zu gönnen. Die Türken wollen durchaus ein Uboot haben. Die Oesterreicher haben abgelehnt, als zu gefährlich. Wir haben ihnen angeboten, deutsche Besatzung dafür zu stellen, bis jetzt ohne Antwort. Aber die Geschichte charakterisiert die Oesterreicher. Ihr Admiral Haus konserviert seine Flotte gegen Italien. Er möchte wohl ein zweites Kissa haben, ob er aber der Tegetthoff dazu ist, scheint mir nicht sehr. Er hat sich mit unserem Marineattaché nur über vorsintflutliche Pflanzen unterhalten; dies ist sein Spezialparren. Jetzt auf, zum fröhlichen Tagen zwar nicht, aber zur schrecklichen Tafel, bei der ich mir so deplaciert vorkomme.

Charleville, 5. III.

Wir haben wahrscheinlich U 8 verloren. Wir mußten ja auf Verlust gefaßt sein, um so mehr, als man den Ubooten mit Rücksicht auf die Neutralen recht unangenehme Beschränkungen auferlegt hat, die auf ein Auftauchenmüssen in zweifelhaften Fällen herauslaufen. Heute war Müller auf eine Stunde hier, wir sind aber nicht fertig geworden. Den

Verlauf der Sitzung beim Reichskanzler hatte er gar nicht verstanden. Er meinte, ich hätte eine Schroffheit hineingebracht, die die Sitzung beeinflusste und resultatlos gemacht hätte. Unterstaatssekretär Zimmermann dagegen hat am nächsten Tage Bachmann gesagt, die Sitzung wäre ja sehr gut verlaufen, wir wären ja alle einig geworden. So war es nämlich in der Tat, freilich derart, daß der Kanzler und Jagow nachher allein dastanden. Ich hatte nämlich sehr langsam und ruhig gesagt, die neue amerikanische Note (Nr. II) wäre erfreulicherweise sehr höflich gehalten in der Form. Das wäre der erste Eindruck. Wenn man aber den sachlichen Inhalt prüfte, so stellte sie an uns ein unwürdiges Verlangen (das ist die „Schroffheit“), nämlich ganze Zurücknahme des Uboots- und Minenkrieges, und dafür bekämen wir praktisch nichts von England als höchstens ein paar vereinzelte Kompromiß-Getreideschiffe. Über den Vortrag beim Kaiser sagte er, der von Bethmann ausgesprochene Verdacht, daß wir Presseagitation trieben, wäre vom Kanzler sehr ungehörig gewesen. Er hätte das auch S. M. gesagt. Ich hatte dies energisch zurückgewiesen. Dagegen hätte ich von Verlust an Prestige gesprochen, und das wäre doch unerhört, wenn ich dem Reichskanzler so etwas zutraute. Diese Auffassung von Müller ist mir gänzlich unverständlich. Darum handelte es sich ja überhaupt, ob der Eindruck, den die Note machte, ein zu schwacher war, und wenn sie angenommen wird (was immer noch möglich ist), wir die Blamierten sind. Da wir mit lautem Geschrei am 4. Februar losgegangen waren (in dieser Form ganz gegen meine schriftlich niedergelegte Ansicht), so mußte durchgehalten werden, um des Kaisers willen. Als ob ich gesagt hätte, der Kanzler will das Prestige herabdrücken? Das wäre etwas anderes gewesen. Dann kam Wiegand-Affäre und meine Stellung zur Ubootsfrage, die er wohl etwas anders jetzt sieht, soweit er überhaupt Verständnis dafür hat. Morgen geht die Unterhaltung weiter. Des Pudels Kern ist: Er und der Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Der glänzende Geist vom August vorigen Jahres ist fort. Die Flotte hätte glänzend geschlagen, meines Erachtens mit Erfolg, denn Schiffe und Personal sind besser als die Engländer. Jetzt sucht man einen Sündenbock, den sieht man in der Technik, d. h. in mir. Unterstützt wird dies unwillkürlich durch eine Reihe der untätig Gebliebenen usw. Man sucht nach Entschuldigung. Es ist somit anzunehmen, daß der Kaiser und Müller pp. Erfolg damit haben werden.

Hätte ich die Flotte doch in den ersten Monaten kommandiert, jetzt sind die Stärke- und sonstigen Verhältnisse allerdings sehr viel ungünstiger geworden.

Charleville, 8. III.

Der Vatikan scheint mit seiner ganzen Macht dafür einzutreten, daß Italien und Osterreich nicht in Differenzen kommen. Merkwürdig ist diese Veränderung. Der Vatikan und das Zentrum haben sich verbunden, um den alten Kaiser Franz Joseph zu bestimmen, entgegenkommend zu sein. Es wäre für uns ja sehr wichtig, wenn auch das Resultat zunächst nur ein passiv günstiges für uns wäre. Das ist aber in diesem Augenblick doch schon viel.

Ich las eben einen Artikel, in dem energisch gefordert wird, die Regierung solle aussprechen, daß wir Belgien behalten würden. Das ist meines Erachtens auch das einzig Richtige, selbst wenn wir es nachher nicht behalten würden.

Die Reise von Sir Edward Grey nach Frankreich wird bestätigt. In Verbindung damit werden Friedensverhandlungen gebracht. Alle möglichen Anzeichen sprechen dafür, daß wir den Engländern nachgeben wollen. Heute morgen war der Prinz Heinrich bei mir. Er hatte geglaubt, er sollte bei hochwichtigen Fragen zu Rate gezogen werden und nun „spräche man mit ihm nichts Ernsthaftes“. — Politiker wären an ihn herangetreten, er solle dem Kaiser ein Licht aufstecken, wenn es so weiterginge, bekämen wir nach dem Kriege eine Art Revolution usw.; sie wären auch an den Kaiser herangetreten (das stimmt). Ich riet dem Prinzen Heinrich ab, die Initiative zu ergreifen, er würde doch nicht angehört werden. Eine Gruppe von freistehenden Männern und die Fürsten könnten es tun. Ein Einzelner kann es nicht und kommt nicht durch. Prinz Heinrich erzählte auch, man wolle an Hindenburg herantreten, der sollte dann das Ganze übernehmen. Hindenburg kann sich aber doch nicht selbst anbieten; so bleibt eben alles beim alten. Heute nachmittag mit Bachmann spaziert; warmes Frühjahrs Wetter, in Charleville jedenfalls der erste Frühlingstag.

Charleville, 9. III.

Ahlefelds Ansicht, daß wir möglichst die andern anlaufen lassen sollen hier im Westen, teile ich auch; deshalb müssen wir das, was wir an Stoßkraft übrig haben, zurzeit im Osten bzw. Südosten an-

sehen. Natürlich kann ich das nicht ganz übersehen, aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß jetzt dort die größte Gefahr liegt. Große Entschlüsse sind nötig, die haben uns aber zu rechter Zeit immer gefehlt in diesem Kriege. Es wiederholt sich die Leitung wie zur Zeit Friedrich Wilhelms IV.

Hier ist man erstaunt, daß König Konstantin den Mut hat, den Kampf mit Benizelos aufzunehmen, der am Krieg teilnehmen wollte. Die Dardanellengeschichte hat die ganze Sippe dort in Aufregung versetzt, aber keineswegs für uns gestimmt. Das ist das Merkwürdige dabei, denn kommt Konstantinopel in die Hände der Russen, so hätten sich die Balkanstaaten ordentlich in die Messeln gesetzt. Das einzig Unbehagliche in der türkischen Situation ist der Munitionsmangel. Wir glaubten schon, Rumänien gäbe nach und ließe unsere Munitionszüge durch. Gestern sind sie aber plötzlich wieder bockig geworden. Dabei fließt das Gold von beiden Seiten in die Hände der Halunken. Die ungeheure Siegeszuversichtlichkeit, welche die Engländer in die Welt posaunen, und auf der anderen Seite unsere schreckliche Hydra bringen die neutrale Welt zu dem Glauben an England. Ich erzählte dir von der Münchner Zeitung und dem Artikel über Belgien und die Notwendigkeit, Farbe zu bekennen, was die Reichsleitung damit machen wolle. Jetzt ist das Blatt konfisziert, jedenfalls auf Anweisung Bethmanns. Ich sprach heute den zur Front gehenden bisherigen (es ist schon der zweite) bayrischen Militärbevollmächtigten über diesen Artikel. Er hat ihn ebenfalls gelesen und stimmte ihm durchweg zu. Diese Münchner Zeitung sei eigentlich ein unbedeutendes Blatt, der Aufsatz aber offenbar ausgezeichnet und von einem Kenner geschrieben. Es klang so durch, als ob er sagen wollte, der Aufsatz wäre vielleicht inspiriert, in Bayern natürlich. Es existiert dort ein Gegensatz zu den Ansichten des Kanzlers. Letzterer fürchtet von dort Bestrebungen auf ein neues, modernes „Burgund“. Da mag etwas Wichtiges daran sein, der König von Bayern sagte mir in Coblenz: „Und wenn es Preußen nicht haben will, nehmen wir es.“ Vielleicht scherzhaft, aber mit einem Unterton.

Charleville, 10. III.

Mit dem zeitweiligen Abflauen des Ubootskrieges hat es seine Wichtigkeit. Jetzt sind aber genügend draußen. A. hat recht, daß bei

Dirpt, Erinnerungen

der jetzigen Methode der Kriegsgebietserklärung keine Neutralen abgeschossen werden können. Deshalb war ich für Ausspruch einer Blockade und Beschränkung in räumlicher Beziehung; Kanal bis Southampton und Ostküste. Dann müßten die Neutralen wegbleiben, wenn sie sich nicht dem Abschießen aussetzen wollten. Für die jetzt erfolgte Beschränkung der Tätigkeit der Uboote war der Erlaß vom 4. Februar d. J. unnötig nicht nur, sondern höchst fehlerhaft. Wir konnten auch ohne Erlaß verfahren, wie jetzt geschehen, regten die Neutralen nicht auf, bliesen keine Fanfaren und steigerten die Wirkung unseren Kräften gemäß.

Charleville, 11. III.

Daß U 20 verloren ist, weißt du jetzt. Wir sind sehr traurig darüber. Die Ubootsfallen, die die Engländer überall liegen haben, sind gefährlich, und die ganzen englischen und französischen Torpedoboote sind hinter unseren Ubooten her. Aber es hilft nichts, es muß durchgehalten werden.

Du wirst von der Budgetkommission gehört haben. Alle Parteien haben sich dort auf das bestimmteste für Angliederung von Belgien ausgesprochen. Insofern war es gut, daß ich nicht dort war, man hätte mir alles Mögliche wieder angedichtet. Zagow soll sich dabei gänzlich ausgeschwiegen haben. Soeben habe ich deinen Brief vom 10. erhalten. Wie gern käme ich nach Berlin, aber bei dem schroffen Gegensatz, in dem ich zum Kanzler stehe, ist es doch besser, ich bleibe hier. Vorwürfe gegen die Marine werden, wie Erzberger an Capelle gesagt hat, nicht vorkommen, und wenn unser Etat herankommt, ist der Reichskanzler hier. Mit Bachmann arbeitet es sich sehr gut.

Charleville, 12. III.

Ich freue mich, daß Bachmann in bezug auf die Schlechtmachung unserer Schiffe ganz auf meiner Seite steht und alles von seiner Seite tut, um dagegen anzugehen. Käme unsere Flotte unter einigermaßen günstigen oder doch nicht geradezu ungünstigen Verhältnissen zum Tragen, so würde diese Schlechtmachung wie ein Spuk verschwinden. Capelle soll heute keinen guten Eindruck aus der Budgetkommission, die Marine oder den Etat betreffend, mitgebracht haben. Vielleicht muß ich dann doch noch nach Berlin. Das Auswärtige Amt hat ein Lob bekommen wegen der Amerikanote.

Im Osten steht alles und hier auch. Das ist zu wenig für uns. Die Dardanellenfrage regt die Balkanstaaten auf. Es ist eine gefährliche Situation, das Umkippen von einem Staat kann verhängnisvoll für den ganzen Krieg werden. Hindenburg könnte noch einmal hunderttausend Russen gefangennehmen, das nützt unten nichts. Ein paar englische Linienschiffe herunter würde auf die Neutralen mehr wirken.

Charleville, 13. III.

Stimmung ist bei mir trotz des guten Wetters recht flau. Im Westen und Osten steht alles, und man kann kaum absehen, ob wir noch vorwärts kommen. Langsam muß die Absperrung Deutschlands auf die Gemüter wirken, und ob eins von den Gesindeln da unten nicht als Nasgeier losgeht, weiß man nicht. Mit den Österreichern ist garnichts anzufangen. Die diplomatische Vorbereitung für einen Weltkrieg war unglaublich. Eine große Anzahl Botschafter unbrauchbar, desgleichen viele Gesandten. Niemals ist wohl vor dem Kriege eine Besprechung seitens der Reichsregierung mit militärischen Ressorts gewesen; Vertrauensseligkeit, daß England neutral bliebe bis zuletzt; dagegen seit 1909 kein Zuwachs zum Marineetat. In der Armeeleitung kein Verständnis für die Bedeutung Englands im Kriege, dagegen absolutes Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen. Schließlich die Hydra! Wenn man dies übersieht, kann man wohl düster in die Zukunft sehen. Freilich sieht's in Frankreich und Rußland noch schlechter aus; aber wir kämpfen ja gegen die ganze Welt einschließlich Amerikas. Der Getreidedampfer für Belgien hat vorher Waffen abgeladen in England. Und ich sitze hier und kann so gut wie nichts tun. Die Verwendung unserer Flotte war ganz falsch, aber Müller, der Kaiser und Pohl halten absolut daran fest, auch jetzt noch. Das ist das Niederdrückendste. Freilich ist unsere beste Chance jetzt vorbei; der Riesenzuwachs der englischen Flotte in diesem Jahre macht sich zu sehr geltend. Heute mittag war Müller bei mir, friedliche Unterhaltung gepflogen. Bachmann ist in Flandern auf einige Tage. Heut abend ist Graevenitz (württemberg. Militärbevollmächtigter) bei uns und der neue bayrische Militärbevollmächtigte. Ich sehe sonst wenig Menschen, und das Leben verfließt sehr eintönig für mich. Selbstverständlich werde ich für Belgien eintreten; aber ein Gespräch mit Bethmann ist absolut zwecklos. Ich habe mit ihm ja auch schon eine Stunde darüber gesprochen. Seit dem Vortrag beim

Kaiser sind wir aber gänzlich auseinander. Ich habe noch nie ein Gespräch mit ihm gehabt, bei dem etwas herauskommt. Er ist gänzlich hoffnungslos. Nur der Wille des Volkes könnte helfen. Für mich ist auch insofern die Zeit nicht gekommen, einen neuen Anlauf zu machen, als gerade jetzt die Kriegslage nicht überschaubar ist. Müller erzählte heute, wenige Tage vor Ausbruch des Krieges hätte ihm Stumm, Leiter der englischen Abteilung im Auswärtigen Amt, noch erklärt, England ginge nicht mit, es wäre alles Bluff.

Charleville, 14. III.

Der General v. Einem war der Meinung, die Franzosen würden in offener Feldschlacht nicht gegen uns standhalten. Eine solche haben wir aber nicht mehr, und dagegen wären die Franzosen ausgezeichnet in der Geländebenutzung, sehr frei von dogmatisch taktischen Lehren, und ihre Geschütze treffen ausgezeichnet. Heute morgen sagte sich der Kronprinz bei mir an. Sein Vater war abwesend. Ich habe diesmal offener mit ihm gesprochen. Er war ernster als sonst, äußerte sich scharf über die ganze Hydra.

„Eitel Friedrich“ (der Hilfskreuzer) hat seine Sache gut gemacht, wie alle unsere Schiffe, wenn sie losgelassen werden. Laß dir einmal den Brief des Kommandanten des „Cormoran“ geben. Der reine Roman, aber die Heße von den japanischen, englischen, französischen und russischen Geschwadern war natürlich zu viel. Die Niederländer verweigerten ihm alles aus Angst. Die Amerikaner gaben nicht einmal Kohlen und liefern unseren Feinden Milliarden an Waffen und Munition.

Charleville, 15. III.

Eigentlich lohnt sich ein ganzer Bogen nicht, denn ich habe gar nichts zu berichten und habe fast gar nichts mehr zu tun. So wie die Verhältnisse liegen, hätte ich gut und gerne noch länger in Berlin bleiben können. Es ist sehr still hier, ich sehe und spreche kaum einen Menschen und kann mich gar nicht betätigen in dieser schweren Zeit; das drückt mich immer besonders nieder. Eine kleine Freude hatten wir durch den Erfolg unserer Uboote. Der Kommandant von U 29 (früher von U 9) hat fünf Stück erledigt, andere Uboote zwei oder drei. In London soll man doch recht erregt darüber sein. Wie ich höre, sollen sich die neuen provisorisch konstruierten und gebauten Uboote sehr gut gemacht

haben, so daß sie doch recht nützlich werden können. Ich wäre so gern zum Reichstag in Berlin geblieben; ohne den Kriegsminister ging es aber nicht gut, und jetzt ist es zu spät.

Charleville, 16. III.

Vom Osten kann ich nichts melden, das gut ist. Die Österreicher versagen total wieder. Es scheint fast, daß sie nicht mehr recht wollen, der Staat und die Armee sind offenbar durch und durch morsch, und für seine Interessen haben wir die „schimmernde Wehr“ eingesetzt. . . Ich bin planmäßig ausgeschaltet und kann dem nicht ein Ende machen wegen der allgemeinen Stellung, die ich noch habe, trotzdem der ganze Apparat am Werk ist, um sie zu untergraben. Bethmann muß geschont werden, gab mir Müller neulich den Rat. „Geh er; — er hat kein Glück,“ würde Friedericus Rex gesagt haben. Wenn er doch mit seinem Krückstock vom Himmel herabkäme.

Charleville, 17. III.

Nichts Neues vor Paris. Müller war heut bei Bachmann und zur Abwechslung in ziemlich düsterer Stimmung, die jedenfalls um den Kaiser herum herrscht. Verursacht ist diese wohl durch den Umstand, daß wir überall zum Stehen gekommen sind und die Verhandlungen mit Italien dadurch zum Stillstand, jedenfalls bisher insofern nicht zum Erfolg gekommen sind, als es nach Erpresserart seine Forderungen immer höher schraubt. Laß dir das Kriegstagebuch der Alyescha geben. Es enthält zwar für euch etwas viel seemännische Dinge, der reine Roman! Die Holländer haben sich dabei nicht sehr nett benommen, bei etwaiger Veröffentlichung während des Krieges wird man diese Stellen wohl streichen, was eigentlich zu bedauern ist.

Im September dachte niemand an einen kurzen Krieg. Ich habe es auch im Juli und August nie getan. Das Auswärtige Amt glaubte immer, England in der Hand zu haben und es begäuschen zu können. Es tut es auch heute noch. Wir mußten und konnten den Krieg mit Rußland vermeiden, unsretwegen hätte es in früheren Jahren auch nach der Türkei gehen können, dann wären wir die Russen losgewesen. Statt dessen setzen wir uns für Österreich ein und haben den Lohn dafür. Bethmann und die Leute um ihn machten Orientpolitik, während unser Wirtschaftsleben, ob wir wollten oder nicht, in die weite Welt

ging und uns in Differenzen mit England bringen mußte, aber nicht zum Krieg, wenn Rußland nicht dabei war unter unseren Gegnern. Wir müßten diesen Faden wieder aufnehmen. Zu ganzen Entschlüssen rafften wir uns aber nicht auf, sondern driften weiter. (Notabene: Drift ist ein guter deutscher Ausdruck, der auch in „Abdrift“ vorkommt.)

Charleville, 18. III.

Die Lage wird bei Bethmann und in der Hydra überhaupt ungünstig beurteilt. Man hofft jetzt auf ein Zusammenbrechen Frankreichs. Ich bin der Ansicht, daß wir die Zähne zusammenbeißen müssen, das ist der einzige Weg. Wie war es denn mit Fridericus Rex nach Runersdorf? Und ein solches haben wir jetzt noch nicht erlebt. Bethmann, Jagow und ihr Gefolge machen aber nach allen Seiten flau, nur aus Gründen der inneren Politik, das wird aber nach außen bekannt und wirkt gefährlich.

Dank auch für „Stein“. Diese Männer scheinen ausgestorben, aber welche starke Gruppe hatte er doch um sich, Blücher, Scharnhorst, Boyen, Gneisenau, „a band of brothers,“ wie Nelson sagte. Wie aber ist es 1914/15! Selbst der gute Bachmann war entsetzt über die Hydra; er fand die ganze Gesellschaft heute im Gartenbau beschäftigt, dabei mit herunterhängenden Köpfen. Neulich hatte man im Mistbeet desselben Gartens ein Lager von 150 Flaschen des besten Weines gefunden. Es wurde erwogen, ob bei diesen Auspizien der Buddelei nicht Dörpfeld herzitiiert werden sollte.

U. unterschätzt die tatsächliche Macht der regierenden Hydra. Nach den Traditionen, mit denen ich aufgewachsen bin, kann ich unmöglich öffentlich Front dagegen machen; darin läge aber mein eigentliches Mittel. Im übrigen läßt man mich grundsätzlich nicht heran. Wenn ich nur Uboote schneller heranschaffen könnte, aber in zwei bis drei Wochen wird hoffentlich unser Nachschub schon wirken. Unsere Ubootskommandanten machen ihre Sache ausgezeichnet; ihre Kriegstagebücher sind Romane.

Charleville, 19. III.

Herr v. Mutius vom Auswärtigen Amt kam gratulieren. Vorher klingelte auch der Kaiser mich an, gratulierte mir und brachte mir als weiteres Geburtstagsgeschenk die Nachricht, daß heute zwei englische

Linienfahrer vor den Dardanellen gesunken seien, gestern das französische Linienfahrer „Bouvet“. Hoffentlich ist die Nachricht richtig. Vom Untergang des „Bouvet“ hatten wir schon ein Telegramm von Usedom. Eine Freude hat mir die Kaiserin gemacht durch ein sehr gnädiges Telegramm. Wenn Wünsche helfen können, bin ich also ausreichend versorgt worden.

Im Osten sollen die Russen immer von neuem große Massen ins Gefecht bringen und sehr tapfer und rücksichtslos draufgehen. Selbst Eichhorn hätte einen sehr schweren Stand, wenn die Russen mehr Geschütze hätten. Die Österreicher kommen keinen Zoll mehr vorwärts. Es erscheint zweifellos, daß die Russen einen gewaltigen Schlag vorhaben, sie kamen mit ihren Massen nur zu spät.

Charleville, 20. III.

Gestern abend war es wieder sehr öde; die Unterhaltung schleppte sich langsam entlang. Der Kaiser sah überall riesige Siege, ich glaube aber, um sich und seine Unruhe zu beschwichtigen. Die einzige Freude war die Bestätigung der englischen Verluste vor den Dardanellen. Der Türken oder richtiger unsere Verluste waren gering, aber der Munitionsverbrauch empfindlich. Bachmann ist auch entsetzt über die Kabinettswirtschaft, sowohl gesellschaftlich wie dienstlich.

Charleville, 21. III.

Dein Brief von gestern ist soeben eingetroffen. Ja, ich hätte es wohl besser gemacht, wenn man mich herangelassen hätte. Müller ist von verschiedenen Seiten dringend gebeten, von Bachmann, Dick usw., man sollte mich als Chef der Admiralität für die Dauer des Krieges einsetzen und mir dann überlassen, wie und wann ich mit an Bord ginge. Antwort war immer: „Ausgeschlossen, das täte der Kaiser nie.“ Letzterer will selbst den Marinekrieg führen, und das könnte er natürlich nicht bei mir. Ich sinne hin und her, mich aus der Lage zu befreien, in der ich mich befinde. Formell hat Pohl freie Hand, wie kann ich da eingreifen, wenn er nichts tut bzw. sagt, er hätte keine Gelegenheit. Befehlen à tout prix Schlacht zu machen und herauszugehen, kann man nicht, das muß der Betreffende in seiner Brust haben. Die Verhältnisse liegen hier anders wie bei dem Landheer. Wir haben heute Meldung aus Berlin, daß 9 Milliarden gezeichnet seien. Das ist doch

ein einmütiger Wille, der hier zum Ausdruck kommt. Über Poldhu hörten wir, daß die Engländer am nächsten Tage nach dem Untergang ihrer Schiffe vor den Dardanellen erneut angegriffen hätten. Das ist die richtige Art. Ebenso hätten wir am 25. Januar sofort wieder herausgehen sollen, und wenn es nur gewesen wäre per far figura. Aber das Kabinett hat den Geist der Flotte untergraben; jetzt ist der Bazillus schon sehr tief eingedrungen und ohne starke Personaländerungen nicht zu bessern. Wir haben übrigens noch keine neuen Nachrichten aus Konstantinopel. Unsere Verluste sind gering, auch wenig Schaden an den Forts, empfindlich nur der Munitionsverbrauch. So wie jetzt die Verhältnisse liegen, wäre die Forcierung der Dardanellen ein schwerer Schlag für uns. Ein gestriger und wohl letzter Ausfall bei Przemyśl ist mißglückt; die Aktivität der Russen ist doch groß, jetzt auch in Memel. Trümpfe haben wir nicht mehr. Hoffentlich schreitet im April der Ubootskrieg weiter vor.

Charleville, 22. III.

Heut abend ist Diner bei S. M. zu Ehren des Geburtstages weiland Kaiser Wilhelms I. Bachmann hatte darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt ein großer Teil der englischen Flotte vor den Dardanellen sei und der Ubootskrieg sehr viele leichte Streitkräfte absorbierte. Wenn man etwas machen wollte, so wäre also jetzt eine gute Zeit. Pohl entrüstet über eine solche Zumutung. Er dächte nicht daran, etwas zu tun, dagegen wolle er sich noch mehr mit Minen einkapseln. Es ist hoffnungslos. Da liegt eine Flotte von 40 gepanzerten Schiffen, davon mehr als die Hälfte Überdreadnoughts, über 100 Torpedoboote, und verrostet im Hafen, während Deutschland in einem Existenzkampf sich befindet. Ich sitze dabei hier und bin machtlos. Wenn das nur die einzige Schuld des Kabinettsystems wäre! Ich habe aber diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren dabei jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich arbeitet, alles sich an „Ihn“ drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen, und von dem so große Vorteile ausgehen. — Byzanz! Und nun haben wir diesen furchtbaren Krieg und dasselbe Durcheinander und dieselbe Ziellosigkeit, vom Gesamtstandpunkt aus gesehen. In Konstantinopel, in der Marine, in der Armee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast alles immer noch bestrebt, nach dem Kaiser

zu schielen, der umgeben ist von weichen Leuten. Es gäbe nur ein Mittel, Hindenburg würde Reichskanzler und Chef des Generalstabs und Chef der Admiralität in einer Person. Nun sehe man die Ovationen im Reichstag, da geht doch völlige Verständnislosigkeit des wahren Übels daraus hervor.

Glücklicherweise trifft der Fall von Przemyśl mit der Niederlage der Engländer vor den Dardanellen ziemlich zusammen. Das mildert wohl den Eindruck des ersteren, aber überall greifen die Russen rücksichtslos an, und die Österreicher werden immer geschlagen, und auch wir werden nervös. Hindenburg ist am Ende seiner Kräfte. Ich hörte, daß das der Eindruck von Bethmann sein soll, den dieser von Posen zurückgebracht hat.

Charleville, 23. III.

S. M. feierte die neuen Ritter des Pour le mérite mit einer Rede, in welcher er sie gewissermaßen mit den Paladinen verglich, die unweit von hier bei Sedan mit Kaiser Wilhelm dem Großen das Deutsche Reich geschaffen hätten. Ich saß zwischen Solms und Lyncker. Letzterer klagte über Moltke, der damals im Sternensaale den Ausspruch tat, als die Mitbeteiligung Englands erwähnt wurde: „Je mehr Engländer, desto besser.“ Mir sagte er etwas Ähnliches, als wir nach Coblenz fuhren und ich ihn darauf aufmerksam machte, er sollte doch die direkte Einwirkung der englischen Armee nicht unterschätzen. Wir sind eben nicht nur politisch, sondern auch militärisch in den Krieg hereingetapert. Keine Überlegung, wie ein Weltkrieg zu führen sei, keinerlei Gesamtleitung, kurz, genau so wie jetzt im Kriege selbst. Ich wollte bei der Abreise von Berlin über Konstantinopel und die Türkei mit Moltke sprechen, das lehnte er geradezu ab, weil ihn das nicht interessierte.

Die Stimmung war im ganzen recht flau. Der Fall von Przemyśl drückte doch sehr. Wie ich höre, soll sogar an der Front dasselbe zu spüren sein. Ich sprach dann mit General v. F. und versuchte anzudeuten, daß doch eine größere Einheitlichkeit in die Führung des Ganzen kommen müßte. Der Kaiser müßte einmal seine Macht auf einige Zeit detachieren, z. B. auf Hindenburg. Ich merkte aber bald, daß General v. F. solche Gedanken gar nicht passen; er begnügt sich mit der Gunst des Kaisers. Bethmann hat gestern überall in dem Sinn

flau gemacht und gearbeitet, daß wir nur noch um Belgien kämpften, sonst könnten wir den Frieden haben. Davon erfährt natürlich das Ausland und damit entwertet man Belgien als Faustpfand, selbst wenn wir es nachher herausgeben wollten.

Der Prinz Adalbert ist hier und versucht von seinem Vater den Befehl für Pohl zu erwirken, nichts zu tun. Prinz Adalbert scheint von Pohl instruiert zu sein. Da letzterer nun freie Hand hat, nach eigenem Ermessen zu handeln, so läge der Sinn dieses Vorgehens nur in dem Wunsch von Pohl, durch einen Befehl für das Nichtstun und die Passivität gedeckt zu werden. Ich fände das unerhört. Der Prinz Adalbert kam heute zu Bachmann mit dem Auftrage, daß der Kaiser ihm zugestimmt und er mir und ihm — Admiral Bachmann — diese Willensmeinung mitteilen solle. Bachmann lehnte sogleich ab, in dieser Weise nähme er keine Willensmeinung S. M. entgegen. Bei mir ist Prinz Adalbert noch nicht gewesen. Ich werde ihm schön heimleuchten. Ist das nicht haarsträubend, Pohl stellt sich nicht vor den Kaiser. Meine Befürchtungen betreffend Pohls sind leider mehr als eingetroffen.

Charleville, 24. III.

Heute vormittag war Prinz Adalbert bei mir, Bachmann kam dazu. Wir hatten nur allgemeine Unterhaltung. Nachher erfuhr ich durch Bachmann, daß der Prinz Adalbert offenbar nicht riskiert hatte, mir die Mitteilung zu machen betr. Stilliegens der Flotte als Befehl. Dahingegen hat er es an Pohl als Befehl des Kaisers telegraphiert. Ein ganz unerhörter Vorgang, der aber nicht geduldet werden wird.

Charleville, 25. III.

Der liebenswürdige, immer entgegenkommende Bachmann hatte einen Krach mit dem Reichskanzler, der ihm ein wirklich unglaubliches Schreiben geschickt hat. Es handelt sich um einen geringfügigen lapsus linguae, den ein Reserveoffizier des Berliner Admiralstabs in einer Privatgesellschaft gemacht hat. Derselbe hat nämlich gesagt, das Auswärtige Amt schiene flau zu machen in der Ubootsache (damals im Februar), darob große Erregung beim Reichskanzler: Der „Mann, der ein Wähnen Schaffen genannt“, zweimal bei Bachmann, dann drei Schriftstücke. Diese Empfindlichkeit ist charakteristisch für die Leute, die unsere Geschicke lenken in so ernster Zeit.

Charleville, 26. III.

Der Türke kam, Oberst von Franckenberg, und erzählte von der Uneinigkeit zwischen Enver, Liman und dem Botschafter. Der Oberst hatte die Suezkampagne mitgemacht. Es waren meist arabische Truppen, die aber immer ausgerissen wären, wenn geschossen worden wäre; sie, die Türken, hätten auch zu wenig gegen das Feuer der Schiffe machen können. Auf der ganzen ägyptischen Seite wären Schützengräben mit Sandsäcken usw. Während des Sommers wären nur leichte Beunruhigungen möglich, im Herbst sollte es wieder losgehen. Dann wird es wohl zu spät sein, sagte ich. Im ganzen scheint doch mit dem Türkischen Reich nicht viel los zu sein. Wir haben uns merkwürdige Bundesgenossen ausgesucht. Hätten wir keine Militärmission seinerzeit geschickt, mit England auf dem Balkan keine anti-russische Politik getrieben! Hätten wir statt dessen den Russen gesagt, unseretwegen geht nach Konstantinopel, so säße jetzt der Bär dem Wolfische gegenüber, und die ganzen Ziegenhirten vom Balkan flüchteten sich in unsere Arme. General S. klagte wieder sehr über Munitions- bzw. Pulvermangel. Diese Pulverfrage entscheidet vielleicht den Krieg. Der beständige Mangel bei uns kostet uns jeden Tag mehrere hundert Mann, zuzeiten noch mehr. Die Behördenteilung zwischen Kriegsministerium und Generalstab im Frieden schwächte den Gesamtblick für das Nötige.

Charleville, 26. III.

Herr v. N. hat vollständig recht: Es ist ein unerhörtes Versagen unserer Oberschicht, mitverschuldet durch die Spitze. Ich habe das ja die ganze Zeit jahrzehntelang kommen sehen. Wie oft hatte ich Dir gesagt: „wie die Katastrophe einmal kommen wird, wüßte ich nicht, sie müßte aber kommen.“ Deshalb ist es so fürchterlich, mit dabei zu sein bzw. dazuzugehören.

Ich fahre heut zu K., aber ohne die Absicht, mit ihm zu sprechen, denn ich habe genügend gesehen, daß es nutzlos ist. General v. H. nützt mir auch nichts. Er ist lediglich Soldat, will es auch nur sein. Hindenburg wäre die Rettung. Ich kenne ihn persönlich aber nur ganz oberflächlich und habe gar kein Urteil, ob er auch etwas politischen Blick hat. Er soll ein kluger, besonnener Mann sein; der eigentliche Spiritus für die kühnen und gewagten Unternehmungen im Osten

soll Ludendorff sein. Wenn ich Hindenburg etwas kannte, und irgend-
einen Vorwand hätte, würde ich zu ihm hinfahren. Ich habe übrigens
erfahren, daß der Kronprinz in dieser Richtung tätig sein soll. Er
wird aber keinen Erfolg haben, oder doch nur dann, wenn es zu
spät ist. Bethmann und seine Sippe, Ballin und jetzt sogar in Reichs-
tagskreisen machen alle flau. Frieden mit großem Minus für uns,
aber Frieden. Wenn man ihn wirklich will, ist für den Effekt des
Friedenschlusses nichts schlimmer als diese Flaumacherei. Ich höre,
daß es in Frankreich doch recht schlimm aussehen soll, und ich glaube,
man hofft auf Caillaux. Ich persönlich glaube nicht recht daran;
die augenblickliche Militärdiktatur Poincaré-Joffre herrscht noch, und
diese wird von den Engländern an der Gurgel gehalten. Gestern abend
hat die englische Admiralität bekannt gegeben, daß sie Ursache habe,
anzunehmen, daß U 29 (Weddigen) in der Frischen See gesunken
sei mit der ganzen Besatzung. Ohne Grund macht sie eine solche
Veröffentlichung nicht, und U 29 ist überfällig. Es wäre recht traurig.
Weddigen ist vielleicht zu sicher geworden, und dann die für unsere
Uboote so gefährliche Vorsicht gegenüber Neutralen!

Charleville, 27. III.

Heute früh war Müller hier und teilte Bachmann mit, daß er
beim Kaiser nichts erreicht habe. Er hätte geäußert, man solle ihn
verschonen mit Denkschriften, er wolle sich nicht um die Flotte sorgen
müssen, daher der Befehl. Mit Mühe und Not habe Müller erreicht,
daß Bachmann wenigstens vorher Vortrag halten dürfte; derselbe soll
Montag sein. Wenn das so weiter geht, so sehe ich ein schlechtes Ende.
In der Türkei steht alles zum Brechen und dann geht die Balkanflut
und die Masgeier gegen Osterreich. Ich sehe nur ein Mittel, der
Kaiser muß auf 8 Wochen oder mehr sich krank melden, an Stelle
Bethmanns muß Hindenburg kommen und diesem alles unterstellt
werden, zugleich Armee und Marine. Der Kaiser muß zunächst nach
Berlin. Kessel suchte mich auf, und er war auch entsetzt über den Kaiser.
und seinen gesundheitlichen Zustand. „Er hätte nicht dareingeredet,
er hätte überhaupt nichts getan und sehe schon, schließlich mußte er
allein die Zeche bezahlen,“ sagt der Kaiser. Kessel meinte, der König
von Bayern mußte bestimmt werden, ihm zuzureden, sich auf einige
Zeit krank zu melden. Ich riet ab, wenn irgend möglich mußte es

von ihm selbst kommen mit Hilfe der Kaiserin. Oberstabsarzt Z. bzw. der Leibarzt müßten es ärztlich für erforderlich halten, sonst ginge er nicht auf Urlaub. Bezüglich Hindenburgs lägen große Schwierigkeiten vor, auch dessen Adlatus Ludendorff könne er nicht leiden. Es scheint, daß nur mit Hilfe eines größeren Zusammenbruchs Änderung kommen kann, dann aber ist es zu spät. Die Annahme, daß im Südosten jetzt der Schlüssel des Kriegsausgangs liegt, scheint sich bei vielen jetzt Geltung zu verschaffen.

Charleville, 27. III.

Heute früh mußte ich dem Prinzen Leopold von Bayern einen Besuch machen. Er war wenig informiert, meinte nur, wir müßten unter allen Umständen durchhalten. Jetzt erwarte ich den Oberstabsarzt, mit dem ich mich über den Urlaub unterhalten möchte. Von U 29 leider keine Nachricht, man muß es verloren geben. Was Du vom Auswärtigen Amt schreibst, war sehr interessant. Aber die Lage ist dort so: die früheren Botschafter (reich, vornehm usw.) arbeiten jetzt unter Zimmermann, das paßt natürlich beiden nicht. Im übrigen bin ich mir über den dortigen Zustand nicht im Zweifel; ich kann aber Zimmermann nicht so hoch einschätzen; ob er wirklich „Blick“ hat und den springenden Punkt erfaßt, ist mir zweifelhaft. Ich habe das schon früher in der Budgetkommission nicht finden können. An dem Hereinschlittern in den jetzigen Krieg im Juli ist er stark beteiligt. Er war beteiligt, den Österreichern freie Hand gegen Serbien zu geben und hat sich nicht Italiens und Rumäniens versichert. Er betrachtete das nur als eine Frage zwischen Österreich und Serbien. Er hielt die ganze Sache für einen Diplomatenkrieg und wünschte darin einen Erfolg. Damals in der Sitzung betreffend Ukrieg führte er das große Wort. In zwei Tagen war er total umgefallen. Übrigens werde ich von dieser ganzen Gesellschaft so ausgeschaltet, daß ich weder mit dem Reichskanzler noch mit dem Staatssekretär zusammen arbeite und komme.

Charleville, 29. III.

Die Stimmung hier ist sehr gedrückt. Falkenhayn sagt, er könne nichts mehr machen. Den Österreichern traut man gar nichts mehr zu. Bethmann und seine Leute gehen ernstlich mit dem Gedanken um, Eng-

land nachzulaufen. Das wäre meines Erachtens das Schlimmste, was wir tun könnten. Meines Erachtens gibt es nur einen Weg: sich mit Rußland zu vertragen. Hindenburg könnte doch nur dann nützen, wenn er alles bekäme, und das wird der Kaiser und die gesamte Hydra nicht zugeben. Bei dieser aber sitzt die tatsächliche Macht. Ich werde versuchen, in nicht zu ferner Zeit nach Berlin zu kommen, vorher würde ich aber gern den Kronprinzen noch einmal sprechen. Der Gedanke R.'s, im Osten strategisch abzurunden, ist ja ganz schön. Es könnte aber nur in Frage kommen, wenn die russische Armee zusammenbricht, und hierfür sind zurzeit keine Anzeichen vorhanden. Die Kerls greifen fortwährend an, und wenn's mit Landsturm ist, wie in Memel. Im übrigen werden wir die russische Gefahr dadurch auch nicht los werden für die Zukunft. Die Kerls müßten nach dem warmen Wasser abgelenkt werden; statt dessen haben wir im Verein mit England das verhindert und haben jetzt den Lohn davon. Daran brauchst Du übrigens nicht zu zweifeln, daß Bethmann und seine Leute nach dem Kriege alles tun werden, um mich als das Karnickel hinzustellen. Ich höre kaum einen mir wohlgesinnten Herrn, der eine Unterredung mit Zimmermann gehabt hat, bei welcher mir letzterer nicht eins auswischt. Es wird dort systematisch betrieben, das hatte ich schon in Berlin erfahren. Von einer Aussprache mit Bethmann verspreche ich mir gar nichts. Ich habe noch nie dabei Erfolg gehabt, ich glaube, andere im allgemeinen auch nicht. Er ist die unglücklichste Person an seinem Posten, die man hätte wählen können. Trotzdem will ich es versuchen, wenn sich die Gelegenheit gibt. Die ganze Institution, die er in seinem Posten vertritt, ist nur für Ausnahmsriesen richtig, sonst ist sie gefährlich, wie wir jetzt und seit Jahren gesehen haben. Bachmann geht heute zum Kaiser, um den Befehl betreffend Pohls zu entscheiden. Vedremo. Der Kronprinz hat an seinen Vater einen Brief geschrieben, dessen Postskriptum uns zur Kenntnis geschickt ist. Er fordert darin seinen Vater auf, die Beschränkungen aufzuheben, mit denen jetzt die Uboote behaftet sind, und die veranlaßten, daß wir zuviel davon verlören. Er sieht recht klar, der Kronprinz, hat leider nur nicht arbeiten gelernt. Der Brief soll auch noch andere Dinge enthalten. Ich habe gehört, daß der Kronprinz auch an Hindenburg denkt. Mein Oberstabsarzt sagt, der Kaiser betete förmlich nach einer Erlösung durch Abschließung

der Verantwortlichkeit, aber dann stößt er auf die Mauer, mit der er sich selbst umgeben hat, und stößt auf sein Selbstgefühl. Der alte Januschauer schrieb mir, der Kaiser würde sich wundern, was von seinem Königreich Preußen noch übrig geblieben wäre nach dem Kriege.

Charleville, 30. III.

Bachmann kam heute ganz traurig von seinem Vortrag zurück. Der Kaiser hörte ihn an, dann hielt er einen halbstündigen Gegen Vortrag und sagte „Nein“. Einmal sollte die Flotte herausgehen, sich aber nicht schlagen lassen. Wenn man das letztere nicht wollte, so dürfte man sie eben nicht herauslassen.

Charleville, 31. III.

Goltz-Pascha ist hier. Ich habe ihn aber bisher nicht gesehen. Er soll jedenfalls werben für Einnahme des Serbenzipfels. Gesprochen habe ich einen Feldjäger, Oberleutnant, der am 19. d. M. von Konstantinopel abgereist ist, und lebhaft schilderte, wie der Kriegsausgang sich jetzt um die Dardanellen und Serbien drehte. Bachmann und ich sind ja auch dieser Ansicht. Es ist eben die Frage, ob man bei den Truppenansammlungen, die auf gegnerischer Seite auch hier im Westen stattfinden, Truppen trotzdem von hier fortnehmen kann. Das sollte am besten jemand entscheiden, der hier nicht lokal interessiert ist. Geographisch ausgedrückt, müßte das in Berlin entschieden werden. Inzwischen sind heute wieder recht ungünstige Nachrichten von den Karpathen gekommen. Die Österreicher halten nicht. Der Feldjäger v. N. erzählte, wie rückwärts auf den österreichischen Etappen massenhaft Offiziere saßen, in der Front aber nicht. Sehr häufig ist ihm in Österreich die Bewunderung ausgesprochen, weshalb wir so viel Söhne aus guten Familien ins Feuer schickten. Dazu dann der Nationalitätenhader und der Dünkel. Unser Generalstab erkennt diese Verhältnisse erst jetzt ganz. Der Feldjäger wollte sich auch bei Seiner Majestät melden, Plessen aber lehnte ab. Es wäre nicht genehm jetzt für Seine Majestät noch mehr von der Türkei zu hören. Ich sehe doch sehr ernst in unsere Zukunft; die russische Armee schlägt sich sehr gut und wird viel besser geführt als je erwartet wurde. Die Niederlagen machen sie überraschend schnell wieder gut. Die Franzosen schlagen sich in der Defensive ausgezeichnet. Die Engländer sind

von uns unterschätzt. Die Übermacht ist gewaltig, und unsere Gesamtleitung war leider der Lage nicht gewachsen. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß wir weiter durchhalten müssen, solange Osterreich nicht ganz zusammenbricht. Den Ententemächten ist aber nicht mit der Niederlage Osterreichs, sondern allein mit derjenigen Deutschlands gedient.

Aus U.s. Brief hebe ich nur meinen Wunsch hervor, daß er recht behalten möge mit der Annahme, die bürgerlichen Parteien wollten einmütig durchhalten. Erzberger scheint mir bereits umgefallen, und von einem freikonservativen Parlamentarier hatte ich ebenso einen Brief, der sehr nach Umfallen schmeckt. Hapag, Banken, Wilhelmstraße mit allen Filialen; und selbst in der Armee außer im Osten keine hervortretenden Erscheinungen. Die Wilhelmstraße sollte, selbst wenn sie auf ein Minus eingehen wollte, den Mut haben, Plus zu rufen, wie die Engländer es in großartigster Weise tun, dann würde das Minus wenigstens kleiner werden.

Charleville, 1. IV.

Ich glaube, ich werde schwer zu tragen haben, wenn meine Lebensarbeit scheitern sollte. Den Ausgang der Mission des Prinzen Waldert habe ich schon geschrieben. Der Befehl für Pohl, den Bachmann abgesandt hat, ist durchaus nach meinem Sinn. Pohl hat demnach lediglich nach eigenem Ermessen zu handeln, aber ob er den Drang zum Handeln hat, ist eine andere Frage. Dabei muß ich anerkennen, daß die Verhältnisse für ihn jetzt sehr viel schwieriger geworden sind. Die Uboote wirken weiter, aber die Notwendigkeit, die Neutralen zu schonen, verwässert die ganze Wirkung und bringt uns beständig Verluste. Es soll jetzt das Getreide nach England über norwegische Häfen durch norwegische Schiffe gehen. Bachmann war heute von Falkenhayn zu einer Besprechung gebeten, ob Osterreich nicht zu Wasser etwas tun könnte. Wir haben gestern leider die Nachricht erhalten, daß der Versuch, via Donau Munition nach der Türkei zu schicken, mißglückt ist. Der betreffende Donaudampfer ist bei diesem Versuch durch die Serben in den Grund geschossen. B. fand die Oberste Heeresleitung ziemlich ratlos. Sie wüßte nicht mehr, was sie noch tun könne. Wenn man Friedrich den Großen studiert, ist man immer erstaunt und entzückt, wie in den schwierigsten Lagen der neue Gedanke kommt und mit Blitzesschnelle ausgeführt wird.

Ich weiß nicht, ob U. Homer Lea gelesen hat, der führt aus, wie es für den Fortschritt der Welt notwendig wäre, daß die angelsächsische Rasse England plus Amerika die Welt allein beherrschen müsse; dann wäre eine große Armee notwendig, die an der deutsch-holländischen Grenze und in Schleswig das Deutschtum bekämpfen müsse, weil dieses den Fortschritt der Welt hemmen würde, wenn man es nicht zurückdrängte. Von seinem Standpunkt hat der Mann recht. Augenblicklich ist Falkenhayn wieder sehr besorgt um Italien. Die Verhandlungen sollen in gefährlicher Weise zum Stehen gekommen sein.

Charleville, 2. IV.

Zu Ehren des Karfreitags war ich in der Kirche. Nach der Kirche war Vorbeimarsch, aber ohne Musik. Ich sagte dem Kaiser, daß ich in nächster Zeit nach Flandern, Berlin und Hamburg wollte wegen der Uboote. Wir sprachen dann vom Ubootskrieg, und ich benutzte die Gelegenheit, ihm zu sagen, die befohlene Schonung der Neutralen hätte sich als eine große Gefahr für die Uboote erwiesen, sie würden bei dem Auftauchen zu leicht gerammt. Der Kaiser ging darauf gleich zu Bachmann, um ihm einen entsprechenden Auftrag zu geben. Wir gingen mit einem kleinen Umweg nach Hause. Kaum angekommen, kam schon Telephon von Müller, es möchte doch erst mit dem Kanzler in Verbindung getreten werden. Nachher besuchte mich Goltz-Pascha. Er ist hier wegen des Serbenzipfels im Auftrag des Kaisers der Osmanen. Er hat hier Unentschlossenheit gefunden. Es ist die große Entscheidung der Stunde, werden wir wieder zögern und zu spät kommen? Hier durchbrechen erscheint kaum möglich; in Preußen steht alles. Die Oesterreicher weichen zurück. *Activité, célérité*, sagte Napoleon I. Handeln müssen wir, aber wie ist das möglich bei der Hydra. Der Kaiser hat neulich gesagt, er wolle jetzt erst jeden Franzosen aus dem Elsaß (der Ecke bei Belfort) herausschaffen. Außerdem wären ihm die Knochen eines pommerischen Grenadiers wertvoller als der ganze Balkan da unten. Dabei sind aber Hekatomben geopfert für die Serbenstreitigkeit, und des Deutschen Reiches Schicksalsstunde steht vor der Tür.

Von seinen Söhnen hört der Kaiser am meisten auf den Prinzen Eitel, aber der ist zu sehr einfacher Soldat. Müller hat den größten Einfluß. Er führt beinahe die Staatsgeschäfte, jedenfalls die Marine, und glaubt es dabei selber nicht. Ich habe ihm übrigens neulich doch

meine Ansicht gesagt, Bethmann müßte weg. Ja, aber wer an seine Stelle? Worauf ich Hindenburg nannte. Pohl hat an Bachmann geschrieben, Prinz Adalbert hätte ihm den gemessenen Befehl überbracht, nichts mehr zu versuchen. Pohl behauptet nichts damit zu tun gehabt zu haben. Inzwischen ist der von Bachmann redigierte Befehl zum freiesten Handeln abgegangen. Ich glaube nicht mehr, daß die Flotte zu einer guten Leistung kommt. Es ist der Krieg der verpaßten Gelegenheiten.

Charleville, 3. IV.

Heute abend zu Seiner Majestät befohlen. Morgen abend haben wir den Fürsten Solms hier und den kleinen Prinzen Waldemar. Der Kaiser hat jetzt wirklich nachgegeben und den Ubooten vollständig freie Hand gegeben. In der letzten Zeit war der Ubootkrieg recht wirkungsvoll. Der Handel in England hat stark abgenommen, seit dem 18. Februar z. B. nach Skandinavien und Holland um 80 Prozent. Versicherungsprämien sind riesig gestiegen, desgleichen Preise der Lebensmittel und der Löhne in England. Das ist doch immer etwas, womit man zufrieden sein kann. Falkenhayn ist heute nach Berlin gefahren. Man ist hier sehr unruhig wegen Italiens und will dort Truppenkonzentrationen nach Osten festgestellt haben.

Wäre die Entscheidung im Sinne des Prinzen Adalbert gefallen, so läge die Sache anders, dann wären Bachmann und ich ausgestiegen. Jetzt liegt aber die Sache so, daß Pohl absolut freie Hand hat und der Unterseebootkrieg auch ganz freigegeben ist.

Sobald die Russen eisfrei sind, werden sie etwas unternehmen, und dann sind wir ganz schlimm dran, da man hier nervös werden wird, wie es im vorigen Herbst schon der Fall war. Ubrigens ist es den Russen gelungen, viele Minen in der Ostsee bis Rügen zu legen. Ich beabsichtige, übermorgen direkt nach Brügge zu fahren, um einige Tage dort zu bleiben.

Heute sagte Müller zu Bachmann, der Kanzler müsse geschont und gehalten werden. Er hätte doch wieder so ausgezeichnete Worte bei der Bismarckfeier gesprochen. Ist das nicht echt? Ich wundere mich nur, daß Bismarck nicht von seinem Postament heruntergestiegen ist.

Charleville, 4. IV.

Amerika wird weiter Waffen und Munition liefern, und weder die Iren noch die Deutschamerikaner werden das ändern, denn das Geschäft ist zu gut. Der Rückzug der Österreicher ist zum Stehen gekommen, in letzter Stunde trafen die Preußen ein. Bei Italien liegt jetzt die Gefahr. Hindenburg müßte an Stelle Bethmanns kommen, sonst endet die Sache nicht gut. Dank für Wolfs Adresse, die ich nicht genau genug wußte. Der arme Kerl tut mir so leid, aber wäre er viel glücklicher jetzt unter Pohl, der mit Müller den ganzen Seefeldzug verpfuscht hat? Bachmann erzählte mir heute noch, wie dringend er Müller gebeten hat, mir die ganze Sache zu unterstellen, der hätte aber immer heftig erwidert, der Kaiser täte es unter keiner Bedingung. K. schreibt mir auch, ich sollte es erzwingen. Ich könnte es doch nur tun, wenn ich sagte, Pohl ist unbrauchbar, und dies ohne jede Unterlage. Ich würde doch dann die Kabinettsfrage stellen ohne jeden Nutzen. Bachmann und ich arbeiten jetzt vollständig zusammen, und so nütze ich doch noch mehr, als wenn ich im Unrecht aussteige.

Charleville, 5. IV.

Gestern abend wurde es ziemlich spät bei angeregter Unterhaltung. Wild v. Hohenborn gefiel mir recht gut. Wir stimmten auch in vielem überein. Er meinte, nötigenfalls könnten wir auch gegen Italien aushalten, müßten es sogar. Hinter der Front werden hier starke Kräfte gebildet. Man will wohl erst ganz klar sehen über die Kitchenerarmee. Er fand es auch unrichtig, daß wir bez. Belgiens nicht Farbe bekennen. Die Behandlung der Frage durch den Kanzler erschiene als Schwäche, aber nicht als Wille zum Siege. Der kleine Prinz Waldemar war sehr nett, aber still, und der alte Solms erzählte Jagdgeschichten und strich sich den Schnurrbart.

Charleville, 8. IV.

Prinz Heinrich soll sich hier nach der harten Aufgabe in Kiel etwas erholen!! Ein Programm wurde zurechtgemacht. Der Kaiser saß voller Siegesnachrichten; andere dürfen an ihn nicht herangebracht werden, unter anderm „ist in Indien Niesenaufstand“ usw. Die Wissenden blasen Trübsal. Der Kaiser und sein Bruder schalten auf Eng-

land, Valentini meinte, wären wir nur Graf Metternich¹⁾ gefolgt! Das ist charakteristisch. Der Kaiser sucht seinen Trost in dem meines Erachtens gefährlichen Gedanken, der erste Punische Krieg machte es nicht, sondern erst der zweite, dazu müßten wir dann sehr viel Schiffe bauen. Derartiges ist unser Unglück und vielleicht Verderben. Und alles ruft Hosanna. Kein Begriff von dem Ernst der Lage für die Zukunft Deutschlands. Es wäre möglich, daß er sich absichtlich betrügt. Kurz, ich habe den Eindruck, daß wir alles versuchen, England nachzulaufen.

Charleville, 9. IV.

Heute war Müller bei mir, und ich forderte die Zusicherung, zu etwaigen Friedensverhandlungen zugezogen zu werden, wie das mir beim Anfang des Krieges zugesichert sei. Müller versprach das. Vielleicht ist mein Verlangen insofern zweischneidig, als dann eine Einwirkung doch zu spät ist, aber ich habe dann wenigstens mein Gewissen beruhigt. Müller wußte nichts von irgendwelchen Friedensverhandlungen. Ich setzte ihm noch einmal meinen Gesamtstandpunkt auseinander und erzielte momentanen Erfolg. Er meinte, es wäre so schlimm, daß der Kaiser von lauter weichen Hofleuten umgeben sei. Diese Herren wären durch die lange Gewohnheit sämtlich auf die Art des Kaisers eingestellt, das wäre so schlimm. An sich selbst dachte er dabei nicht. Er gab die Eifersucht auf Hindenburg im Osten zu. Bezüglich unserer Flotte wolle der Kaiser nur Ruhe haben und sich nicht sorgen müssen, er wisse ja nicht, ob er selbst den nächsten Tag noch erleben würde. Heute ist der Kronprinz sehr höflich, aber sehr zurückhaltend gewesen. Ich habe doch Hoffnung auf ihn. Er hat freilich nicht arbeiten gelernt, aber er hat ein gutes Urteil, läßt Menschen arbeiten, ist nicht eitel und wird keine Kabinettswirtschaft treiben. Ich glaube auch, daß er Menschenkenntnis hat. Der Kaiser läßt ihn aber nicht heran. Müller rühmte sich, uns geholfen zu haben in der Angelegenheit mit Prinz Albalbert; er hoffte doch, daß Pohl seine Sache machen würde.

Munition nach der Türkei haben wir leider nicht durchgebracht. Da liegt augenblicklich die Gefahr. Mit Italien augenblicklich etwas besser.

¹⁾ Bis 1912 deutscher Botschafter in London.

Charleville, 10. IV.

Die Nachrichten, die man über die politische Lage bekommt, sind stets so unsicher, daß man nie weiß, was man davon glauben soll. Heute heißt es u. a., die Stimmung in England sei sehr flau und England wolle seine Politik anders orientieren. Hoffentlich fallen wir nicht darauf herein.

Charleville, 11. IV.

W. trat heute an mich heran und erzählte, es hätte sich in Berlin eine feste Vereinigung gebildet, zu der die maßgebenden Persönlichkeiten gehörten, welche auf jeden Fall mit England sich arrangieren wollen. Mir war das ja nicht unbekannt. Hapag, Banker, alle früheren Botschafter und Gesandten, dazu die Wilhelmstraße, Überläufer in Fülle, „lasciate ogni speranza“, könnte man wirklich sagen. Nach unseren Nachrichten sind die Engländer durchaus nicht hoffnungsfreudig. Der Krieg wirkt doch stark, vermehrt die inneren Schwierigkeiten, dazu kommt man mit den Japanen nicht in Ordnung. Durchhalten und Initiative wäre für uns das einzig Richtige. Unser Marineattaché in Rom hat recht Ungünstiges berichtet. England scheint Italien zu drohen, und das halten scheinbar die Kerls nicht aus. Der Straßenraub gegen Österreich liegt dem Mann auf der Straße auch näher als die zukünftige Position im Mittelmeer. Heute war ich in der Kirche zu Ehren vom Prinzen Heinrich. Recht mäßige Predigt: Glauben, das heißt Sieg. Als ob man dem lieben Herrgott dabei nicht etwas helfen müßte. Ich muß nun leider Hopman abgeben, was mir recht schmerzlich ist. Capelle kann ich nur für bestimmte Sachen gebrauchen, im übrigen lebt er schon zu sehr in seiner Zukunft. Für mich wird der Krieg traurig enden. Wenn ich doch von Anfang an die Flotte gehabt hätte, daran muß ich immer denken.

Charleville, 12. IV.

Gestern abend in Stenay (Kronprinzliches Hauptquartier) war es sehr nett. Der Kronprinz freute sich, mich in Stenay zu sehen, sonst wäre das ja schwierig, weil wir beide „verdächtig“ wären. Diese

Bemerkung genügte mir. Heute hatte ich eine Unterredung mit Wild v. Hohenborn. Derselbe hat mir dabei wieder gut gefallen und wurden wir einig, zusammenzustehen. Bachmanns Streit mit Bethmann ist immer noch nicht beendet. Müller hat sich hierbei wieder auf unerhörte Weise auf Seite Bethmanns gestellt. Ich habe den Verdacht, daß Bachmann planmäßig das Rückgrat gebrochen werden soll, weil er mit mir zusammengeht. Bei Übernahme seiner jetzigen Stellung hat ihn Müller immer wieder ermahnt, er müßte unter allen Umständen mit Bethmann gehen. Dazu wäre eigentlich gar keine Veranlassung, wenn es nicht hätte heißen sollen: „aber nicht mit dem Staatssekretär.“

Rehmann¹⁾ schrieb an Hopman: wir kämpfen im letzten Ende gegen den englisch-amerikanischen-belgisch-französischen Kapitalismus, der die Welt zu seinen Gunsten vertrauen wollte, und wir wären die einzigen gewesen, die ihren Weg noch allein gegangen wären, und obendrein mit Erfolg. Altrust, Tobaccotrust, chinesische Eisenbahn usw.

Charleville, 13. IV.

Noch ein kleiner Nachtrag von Stenay. Prinz Heinrich sagte zum Kronprinzen, geschimpft würde immer, das wäre auch bei seinem Großvater und Vater so gewesen, und wenn der Kronprinz an die Reihe käme, wäre es ebenso. Der Kronprinz sagte, man müßte nur die Leute sehen, die um den Kaiser wären, dann könne man die Sache beurteilen. Prinz Heinrich meinte, er, der Kronprinz, werde sich auch solche Leute wählen, worauf dieser sagte: Nein, das werde ich nicht tun.

Es war so falsch, die Kriegszielfrage ganz zu verbieten. Man hätte doch sagen können, wir werden nicht dulden, daß sich wieder eine solche Verschwörung England, Belgien und Frankreich bildet, das war doch ein Ziel, und doch ließ es die nötige Freiheit. Die Flaumacherei des Kanzlers ist töricht. Wenn Italien zu stoppen ist, liegt die Sache für uns gar nicht so schlecht. Aber ich fürchte, auch hier fehlt uns die erforderliche Energie, Österreich zu bestimmen. Es hat sich freilich leider gezeigt, daß dieses Gebilde so morsch ist, daß wir es nicht auf die Dauer werden halten können. Müller fand sich schon mit einem Groß-Serbien bzw. Groß-Slawenstaat ab. Wir hatten wirklich das sterbende Kamel zu sehr belastet.

¹⁾ Mehrjähriger Marineattaché in Washington.

Charleville, 14. IV.

Es ist schade, daß ich mit Falkenhayn keinerlei Fühlung bekommen habe. Was J. sagt, die andere Partei müsse sich auch zusammentun, ist insofern schwierig, als Leute im Amt nicht illoyal handeln können. Ich kann amtlich und mit Amtspersonen meine freie Meinung sagen, aber ich kann nicht mit Parlamentariern z. B. konspirieren. Was ich fürchte, ist, daß sich in der freien Oberschicht keine Führer finden, die das aufnehmen. Um Namen zu nennen: Krupp, Henckel usw. Krupp, dem ich ja persönlich näherstehe, konnte ich als Diplomaten alles sagen, aber den Willen zur Tat konnte ich ihm nicht beibringen. Wenn dieser Wille wirklich sich in Personen und Führern verkörperte, so wäre die Eingabe des Bundes der Landwirte, des Hansabundes usw. für die Freigabe der Besprechung der Kriegsziele nicht so völlig im Sande verlaufen, wie sie es tatsächlich ist. Kurzum, ich glaube leider noch an die Hammelherde. Sie wird zum Reden kommen, wenn nichts mehr zu ändern ist.

Charleville, 15. IV.

Ich versuchte, Prinz Heinrich etwas auszuholen über Marinedinge. Entweder wußte er nichts zu sagen oder er hielt zurück. Ich kann es noch immer nicht verwinden, daß unsere Flotte im vorigen Herbst nicht zum Angriff gekommen ist. Ingenohl hatte das Schicksal Europas in seiner Hand. Die Beziehungen zu Italien, ich will sagen Verhandlungen, sind noch nicht abgebrochen, so besteht noch einige Hoffnung auf Nichteingreifen. Der französische Flieger hat richtig fünf Bomben hier geworfen, leider sind nur Deutsche hierbei umgekommen. Jetzt freuen sich die Charleviller über ihren Helden, der uns den Schabernack gespielt hat, und wir sind wirklich gutmütig genug, den Kerls den Schaden auszubessern. Der Kaiser ist wütend; jetzt wird auch Buckingham-Palast freigegeben. Er glaubte wirklich an eine stillschweigende Einigkeit der Häupter, sich selbst zu schonen, eine merkwürdige Denkungsweise.

Charleville, 17. IV.

Müller beklagte sich über die Zeppelinangriffe, und ich gab ihm vollkommen Recht. Ich will versuchen, die Kindereien mit den Zeppelinschiffen zu bremsen. Bachmann war gestern abend zu einem

größeren Essen beim Kriegsminister. Da hat er dann selbst entnehmen können, wie Pohl sich auch in diesen Kreisen zur Wachtel gemacht hat mit seinen Nennmisterieen usw.; „wir würden London vernichten, die Armee könnte so etwas nicht. In wenigen Wochen wäre England durch den Ubootskrieg herunter uff.“ Und einen so kleinen Mann nimmt Müller zum Chef des Admiralstabs und jetzt zum Flottenchef. Wenn ich nur im Herbst Ingenohl voll hätte beurteilen können, wie ich es jetzt tue, so hätte ich noch vielleicht Erfolg beim Kaiser haben können. Es wird zweifellos planmäßig vom Auswärtigen Amt die Annäherung an England in der Presse gepriesen, und dieser Standpunkt steht dem Angliedern von Belgien in irgendeiner Form schroff entgegen. Verfolgen wir die Politik, die Graf Monts (zweifellos mit Wissen des Auswärtigen Amtes) im „Berliner Tageblatt“ empfiehlt, so bekennen wir uns jetzt schon als geschlagen, sinken zum Landsknecht von England gegen Rußland herab. Die Gefahr der Russenflut können wir nur beseitigen durch Ablenkung. Wenn das aber nicht gelingt, und wir müßten noch einmal gegen Rußland kämpfen, an der Seite von England, so haben wir weiter nichts davon, als daß wir das Blut dabei hergeben müssen. In der persischen Sache mußten wir Rußland unterstützen zur Zeit der Potsdamer Zusammenkunft, und wenn das nicht ausreichte, mußten wir ihnen sagen, geht nach dem Bosphorus, wir haben nichts dagegen. Dann wäre die ganze Gesellschaft uns nachgelaufen. Wenn die Formen auch heutzutage anders liegen, Bismarck hat ganz recht gehabt in dem Grundgedanken.

Charleville, 18. IV.

Heute war ich zur Kirche. Man trifft dort immer die verschiedensten Menschen. Heute war Dallwitz anwesend. Wir sprachen über den Krieg und kamen auch auf die Tarasper Zeit. Dallwitz sagte mir dabei, ich hätte Wort für Wort recht behalten. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihn auf den Drang nach England aufmerksam zu machen, er steht in dieser Beziehung auf meinem Standpunkt. Dallwitz ist der Kandidat von Valentini für den Posten des Kanzlers. Der Kriegsminister erfreute mich durch die Bemerkung: „Es rollt, es rollt!“, also soll doch die überschüssige Kraft zum Ansatz gebracht werden und auf Italien nicht gewartet werden. Gelingt das Rollen,

so ist es auch der beste kalte Wasserstrahl für Italien. Wenn Hindenburg dann dem Kaiser zu groß ist, so ist er ja der rechte Mann. Ich habe mich schließlich verbraucht in dem ewigen Kampf mit der Kabinettswirtschaft. Glaubst du, daß die aufhören wird? Mit dieser kann ich aber nicht arbeiten, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Posten gar nicht meiner Art entsprechen würde. Ich habe mit großem Genuß Tim Kleins „Bismarck“ gelesen. Wie oft mag der alte Recke sich im Grabe umgedreht haben, seit er tot ist. Ich sah seit Jahren den Sturm kommen und konnte nichts tun, um ihn abzuwenden. Ich habe ja auch seit Jahren gesehen, wie die Flotte verkommen ist und für Parade und Inspektion arbeitete. Ich hatte das ganz klar erkannt und oft mit meinen näheren Herren besprochen und konnte nichts daran ändern. Wie K. mir neulich schrieb, hätte es ihm leid getan, daß er Herbst 1912 mir noch zugeraten hätte, zu bleiben (als der von Holzendorff pp. inspirierte unerhörte Brief von S. M. damals kam). K. hat absolut recht, ich habe während des ganzen Krieges es bitter bereut, daß ich damals nicht Schluß machte. Ich werde mit Spannung jetzt zusehen, ob die mit den Montsschen Artikeln eingesezte Stellungnahme Bethmanns irgendeine Wirkung hat. Bethmann hat jetzt für seine anti-russische Politik die Sozialdemokraten und die Linksliberalen ganz auf seiner Seite. Erzberger ist jedenfalls in sein Lager übergegangen, das will sehr viel sagen. Man munkelt hier, daß England bis zu einem gewissen Grade Gnade ausüben will. Dann aber öffnen sich hier sofort die Arme, um mit England dasselbe Bett zu besteigen, trotz Riesenhurras und Fanfaren, also abwarten! Unsere kleinen Uboote knallen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Der Kanzler rauft sich die Haare, hat auch den Kaiser wieder nervös gemacht. Gegen uns ist alles erlaubt, aber unsere Bescheidenheit und Artigkeit jetzt, wo es sich doch um die Existenz handelt, läßt die anderen an unserem Sieg zweifeln. Wenn wir nur nicht einknicken, siegen wir.

Charleville, 19. IV.

Müller war heute bei mir und erzählte, der Kaiser würde vielleicht Ende des Monats woandershin fahren. Müller bearbeite ich bei solchen Gelegenheiten, der Kanzler müsse weg. Das ist jetzt meine Meinung, Hindenburg muß an seine Stelle, damit das Ausland Angst bekommt. Es ist rührend, man verbietet das Sprechen über das Kriegsziel und

läßt die Meute los, flau zu machen und einzuknicken in dem Augenblick, in dem alles darauf ankommt, den Nacken steif zu halten.

Charleville, 20. IV.

Daß die Sozialdemokraten den Reichskanzler unterstützen, stimmt. Die Grandseigneurs sind Jammerlappen, die Serenissimi brave Leute, Ludwig der Bayer nicht recht verwendbar. Die paar konservativen Abgeordneten sind zu schwach. Die Reise von Hingze nach Peking ist ein wahres Kunststück, besonders bei der „Hilfe“ durch das Auswärtige Amt. Ich könnte versucht sein, Nachfolger von Bethmann zu werden, nur um die Kerls herauszufestern. Aber die Zahlen sind so groß, daß es trotzdem nicht gelingen würde.

Daß England so maßlos schimpft, ist ja höchst erfreulich; das wäre doch ein Anzeichen, daß ihnen die Sache ungemütlich wird. Wenn nur die neue Art Uboote schneller fertig würden, und noch zum Tragen kämen, ehe sich England zu Friedensverhandlungen herbeiläßt. Hier liefern der Kanzler und seine Organe wieder mit gesträubten Haaren herum, weil das kleine Uboot den Holländer erschossen hat. Der hat es sich selbst zuzuschreiben. Statt stolz und fest gegen das uns nicht wohlwollende neutrale Holland aufzutreten, winseln wir und bitten die Holländer bereits ohne Not um Vergebung. Gott sei Dank ist Bethmann jetzt hier. Der Kanzler beehrt ihn bereits mit seiner Ungnade, und Müller ist empörenderweise stets gegen uns.

Charleville, 21. IV.

Heute ließ mich die Kaiserin kommen. Ich habe ihr ungeschminkt meine Ansicht von der Lage dargelegt. Der Kaiser wäre hier umgeben und eingeschlossen von einer weichen Masse („Ja, leider ist es so,“ meinte sie). Ich habe ihr meine Ansicht gesagt, wir müßten, wie Friedrich der Große sagte, das Herz in Stahl wappnen, auch wenn Italien losginge. Wir dürften unter keinen Umständen einknicken und den um Hilfe anflehen, der uns ja niederschlagen wollte. Das Verfahren von Monts sei unerhört, meinte sie, aber der Kaiser selbst würde den Weg nicht gehen. Ich sagte, Monts wäre nicht vereinzelt und stände in Verbindung mit der Wilhelmstraße. Ich sagte ihr, falls Bethmann zusammenbräche, was ja doch möglich sei, müßte Hindenburg heran. Sie meinte, der täte es nicht, wäre wohl auch zu sehr reiner Militär.

Ich sagte, ich hätte mir sagen lassen, daß er doch einen gesunden Menschenverstand hätte, und gerade der Umstand, daß er Militär wäre, erschiene mir gut, damit Einheitlichkeit in das Ganze käme. Sie meinte dann, man würde doch nicht glauben, daß sie zurückhielte wegen ihrer sechs Söhne, worauf ich ihr dann sagte, im Gegenteil, alle, die die Ehre gehabt hätten, etwas näher in die Verhältnisse hineinzusehen, richteten ihre Hoffnung gerade auf sie. Deshalb wäre es auch wünschenswert, daß der Kaiser nach Berlin käme, wo die enge Umlagerung nicht in gleicher Weise stattfinden könnte. Morgen reißt sie ab. Ich glaube, daß sie an der Situation auch nichts ändern kann.

Wenn S. M. mir den Seekrieg überlassen wollte und mir überlassen würde, dahin zu gehen, wo ich wollte, dann würde ich es tun. Aber davon ist keine Rede. Bethmann, Müller und Treutler vereint machen alles, was sie tun können, um die Marine nicht zum Tragen zu bringen, und der Kaiser fällt nach dem kleinsten Anlauf sofort um. Das hier zu erleben und gar nicht ändern zu können, ist schrecklich für mich. Heute abend bin ich bei Herrn v. Stumm (dem typischen Mitglied des Auswärtigen Amtes) eingeladen, um mit dem türkischen Finanzminister Djavid Bey zusammenzukommen und ihm einige Elogen über die Türken zu sagen. Das konnte ich dann nicht abschlagen.

Charleville, 22. IV.

Heute kurz vor Tisch war der Kriegsminister bei mir, um vor seiner Reise nach Flandern mir zum 50 jährigen Dienstjubiläum zu gratulieren. Er tat das in sehr herzlichen Worten. Er glaubt immer noch an einen Erfolg unserer Flotte. Ich glaube es nicht mehr. Im Herbst vorigen Jahres wurden die besten Gelegenheiten versäumt. Jetzt scheinen auch tatsächlich die Engländer zurückzuhalten. Ihre geographische Lage gestattet ihnen das, ohne daß die Flotte ihren Zweck verfehlt. Sie wirkt auf alle Neutralen und schließt uns immer mehr ab. Wenn Englands Flottenprestige erschüttert worden wäre, so dächte Italien nicht daran, uns als Expresfer gegenüberzutreten. Um 1 Uhr war ich zur Tafel und saß neben der Kaiserin; sie geht von hier nach Straßburg, von dort über Karlsruhe zurück nach Berlin. An Verlegung des Hauptquartiers nach Berlin wäre nicht zu denken, meinte sie. Vielleicht geht der Kaiser auf acht Tage nach Schlesien. Ich beabsichtige deshalb, unmittelbar nach dem 27. nach Berlin zu kommen. Djavid Bey und der hiesige

Lürkengeneral waren anwesend. Der Kaiser bezeichnete Falkenhayn als den Führer sämtlicher Armeen, also inkl. Hindenburg.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte heute einen langen Artikel, der darin gipfelte, daß Rußland der einzige Feind wäre, mit dem wir dauernd ringen müßten, der Naturgewalt wegen, mit der die Slawenmasse auf uns drückt. Geschickter geschrieben als die Monts-Artikel, vielleicht von meinem „Freunde“ Stein, jedenfalls inspiriert vom Auswärtigen Amt. Ich bekomme schon alle möglichen Glückwünsche zum Dienstjubiläum, die mir wirklich schrecklich sind.

Kurhaven, 12. V.

Wir fuhren um 1/210 von Wilhelmshaven ab mit zwei sehr schnellen Torpedobooten durch Schiffe, Sperren, Vorposten bis heraus. Die See war ruhig. Gegen 12 Uhr in Helgoland, wo ich wohl zum letztenmal mit Trara erwartet wurde. M. würde sich wundern, was hier alles geschaffen wurde. Einen merkwürdigen Eindruck machte doch die Insel; keine Helgoländer, keine Badegäste, keine Frauen und keine Kinder, nur Männer in Wehr und Waffen. Ganz die Kriegsbedeutung hat Helgoland doch nicht gezeigt, wie wir früher dachten. Der Krieg in der Nordsee spielt sich in so anderen Formen ab. Es war fast windstill und die Sonne warm, dabei eine Luft wie Stahl. Um 2 Uhr Mittag im Kasino, das sehr hübsch und behaglich eingerichtet ist. Der geräumige Speisesaal war bis zum letzten Platz besetzt, nur die Kommandeure waren aktive Offiziere, sonst fast nur Reserveoffiziere aus allen Berufsarten. Es herrschte guter Ton und Eintracht untereinander. Admiral Jakobsen schwang eine Rede auf mich, die ich natürlich beantworten mußte und sie in dem Gedanken bzw. dem Stichwort beendete: Helgoland-Ostende. Um 4 Uhr ab hierher. Ich glaube, wir trafen gegen 7 Uhr hier ein und fuhren sofort per Auto nach Nordholz, unserem Luftschiffplatz. Vor 2 Jahren war dort noch blanke Heide, jetzt Luftschiffhalle, Wege. Unser Luftschiffwesen ist jedenfalls in guten Händen.

Riel, 13. V.

Prinz Heinrich empfing mich schon auf dem Bahnhof und kam gleich ins Hotel mit. Mit halbstündiger Pause nach dem Schloß; Prinzessin, Fel. v. Plänkner (Hofdame), Seckendorff (Hofmarschall), Kapitän z. S. Heinrich, Kapitän Westerkampf. Die Prinzessin außerordentlich versiert, sie entwickelt eine Riesentätigkeit in Hospitälern, Vereinen pp. Gestern früh heraus, Germania, Kaiserliche Werft, S. M. S. Kronprinz (Dalwigk), Torpedoinspektion, Bildungsinspektion (Rebeur), Ubootsinspektion. Ubootskommandanten der kleinen Uboote strahlten sämtlich; auch die Torpedobootskommandanten machten vorzüglichen Eindruck. Es ist der Krieg der Kapitänleutnants und Oberleutnants. Manche Admirale versagten, teilweise zeitlicher Zufall, zum anderen Teil Müllers Schuld. Es wimmelt von Marine. Keine Kerls, diese Seewehren, und sie kommen nicht zum Tragen! Abends hatte ich eingeladen Rebeur, Henkel, Dalwigk, Siemens (Ubootsinspektion), Trotha und meine Herren. Es wurde freiweg geredet und war sehr nett. K. war außer sich über Pohl, der alles tut, um Vorwände zu finden, nichts zu tun. Besonders sucht er nach technischen Mängeln. Der Prinz will mich auch heute abbringen. 9 Uhr 12 a. m.

Wilhelmshaven, 13. VII.

Der Tag ist ganz nützlich verbracht worden, jetzt geht es auf 8 Uhr. Ich habe mir Admiral Kraft und einige Ubootskommandanten eingeladen. Gestern abend lange Unterredung mit V. Es herrscht allgemeine Empörung über die Führerlosigkeit in der Marine. Die öffentliche Meinung — 80 Prozent — will mich haben. Man will an S. M. heran. Trotzdem ich Horatius Cocles spiele, da die beste Stunde verpaßt ist, würde ich selbstverständlich annehmen, freilich unter der Bedingung freier Macht. Aber diese würde ich mir schon nehmen. Pohl hat vollständig verspielt, wie Kapitän K. mir sagt. In seinem Stabe nicht nur, sondern überall schreit man nach mir. Alle Heßereien gegen mich sind mit einemmal verschwunden, und morgen crucifige. Eine gewisse Genugtuung ist es doch für mich. Ich glaube nicht, daß es S. M. tun wird, aber wie Gott will. Für Müller wird es immer eine Lektion bleiben.

Emanuelstegen, 20. VII.

14 Tage bleibe ich wohl sicher hier; dann vielleicht nach Osten. Hindenburg hat jedenfalls augenblicklich zuviel vor, um ihn zu besuchen. Ich will auch erst sehen, wie die Sache sich hier macht. Unsere leider ziemlich mitgenommene Garde steht jetzt der russischen Garde gegenüber, die von Petersburg herangeholt ist. Man glaubt daraus zu entnehmen, daß die Russen das Letzte dort einsetzen müssen. Falkenhayn hat Bachmann erzählt, der Kanzler wolle Kurland annektieren; die Engländer werden das mit Vergnügen sehen; dann sitzen wir fest auf ein Jahrhundert, und die Russen desgleichen. England lacht sich ins Häustchen, und wir ziehen aus Belgien ab. Dann hat England seinen Zweck erreicht, und wir sind zu einem reinen Kontinentalstaat zurückgedrängt. Die Leute dahinten in der Türkei und auf dem Balkan sind Falkenhayn gänzlich einerlei. Die ganze Gesellschaft um den Kaiser herum ist so langsam eingeschlafen, der Kaiser an der Karte selbst alles einzeichnend.

Emanuelstegen, 22. VII.

Bachmann hatte gestern mit Müller gesprochen. Letzterem ist die Marinesituation offenbar unheimlich geworden. Die Frage des Oberkommandierenden spukt weiter. Ich glaube aber nicht, daß die Entscheidung für mich fallen wird. Müller sagte gestern, er hätte im Anfang des Krieges etwas Derartiges angestrebt, da sei aber nichts daraus geworden. Er hätte nach dem 2. Januar noch einmal beim Kaiser einen Versuch gemacht und mich genannt, wäre aber gänzlich abgefallen: Der Kaiser brauche den Oberkommandierenden nicht, das könne er selber machen. Mir scheint diese Version nicht recht glaubhaft. Denn hätte das Müller wirklich tun wollen, so hätte er doch vorher mit mir darüber sprechen müssen. Er hat das nicht nur nicht getan, sondern hat Pohl genommen an Stelle von Ingenohl, ohne mich überhaupt zu hören. Bachmann gegenüber hat er damals, d. h. am 2. Februar, gesagt, vor mir kämen doch noch jüngere Offiziere in Frage, die nicht so lange aus der Front wären, z. B. Holzendorff. Bei dem gestrigen Zwiegespräch zwischen Bachmann und Müller ist mein Name nicht erwähnt worden. Ich weiß nicht, ob gestern; gelegentlich aber hat er gesagt, Pohl und ich könnten nicht zusammen arbeiten, und

an ersteren glaubt er als Praktikus. Wir schweben in Sorge, ob wir Amerika gegenüber weiter zurückweichen werden.

Emanuelsegen b. Kattowitz, 23. VII.

Enver hat eine Depesche an Falkenhayn geschickt, die m. E. einen drohenden Klang hatte.

Emanuelsegen, 24. VII.

Ich kann mir auch keine Vorstellung machen, wie wir Rußland zum Frieden bringen wollen. Die „Räume“ sind zu groß, wir können doch nicht immer weiter vordringen. Es muß eine Freude für England sein, daß seine beiden gefährlichsten Gegner sich gegenseitig schädigen. Rußland wird warten, und viele Truppen werden wir nicht frei bekommen für den Westen, selbst wenn wir an der Buglinie Halt machen. Seit gestern abend ist Kapitän Erich v. Müller hier, der auch etwas verzweifelt ist über die Vernachlässigung, die wir dauernd gegen die Türkei begehren. Er beurteilt übrigens die innere Lage Englands günstig für uns. Daher auch jetzt die großen Anstrengungen gegen die Dardanellen; fallen diese, so geht der ganze Balkan gegen uns los. Falkenhayn fühlt nicht, daß unsere ganze Orientierung gegen England gerichtet sein müßte. Ohne Hilfe der Italiener wäre freilich Gallipoli schwer zu nehmen. Zwei andere Uboote gehen dahin jetzt ab. Vor drei Wochen können sie sich aber kaum fühlbar machen, und sie allein können es auch nicht machen.

Kämpf, Westarp und Bassermann wollen direkt zum Kaiser fahren wegen der Türkei und wegen der Uboote. Sie werden nicht viel erreichen. Heute erwarten wir die Note. Die Pantaloni in der Wilhelmstraße sollen bedenklich sein. Falls die Note grob wird, werden Bethsmann, Jagow usw. sagen: Das haben wir der Marine zu danken.

Emanuelsegen, 25. VII.

Amerika ist so unverschämt, so unverhüllt probritisch, daß es schwer zu glauben ist, wir würden zu Kreuze kriechen. Doch halte ich in der Beziehung alles für möglich. Eine Bemerkung in der Note weist darauf hin, daß wir schon unter der Hand Versprechungen gemacht haben, den Ubootskrieg einzuschränken. Wir rutschen weiter. Aber jetzt handelt es sich um ein formelles Bekennen vor aller Welt und vor dem deutschen Volk. Die Antwort kann sich leicht wochenlang hinziehen.

Ich kann m. E. ein formelles Abschwören des Ubootskrieges nicht mitmachen. Wir geben damit auch die jetzt einzige Zukunftswaffe gegen England aus der Hand. Die Ablösung Mukhtar Paschas und die Ablehnung jeder Hilfe für die Türkei von seiten Falkenhayns drücken mich ebenfalls sehr. Inzwischen wird der Druck Englands auf die Neutralen immer stärker, und wir spielen Napolium in der Polackei.

Emanuelstegen, 26. VII.

Heute ab 10 Uhr nach Teschen, dem Hauptquartier des Erzherzogs Friedrich. Die Gegend in Galizien war sehr hübsch; vor uns lag die Berggruppe der Beskiden. In Teschen sehr liebenswürdig empfangen; alter, gänzlich harmloser Herr, mit dem Conrad v. Hözendorff wohl keine Schwierigkeit hat. Nachher vom Thronfolger empfangen, der noch sehr jugendlich ist, aber scheinbar Interessen besitzt. Großer Stab, dem wir vorgestellt wurden; ich hörte nur immer Graf Soundso und Graf Soundso. Beim Frühstück saß ich neben dem Oberkommandierenden, der sehr stolz auf seinen einzigen Sohn war. Dieser hat soeben das Abiturientenexamen bestanden und zwar in ungarischer und deutscher Sprache. Sein Vater (Bruder der Königinwitwe von Spanien) hat sehr große Besitzungen in Ungarn. Er erzählte mir, sein Nefse, der König von Spanien, hätte geschrieben, daß man Spanien mit Hunderten von Millionen zum Eintritt in den Vierverband bearbeitete, solange er aber König wäre, würde nichts daraus. Er hätte auch seine Armee hinter sich. Man war entrüstet in Teschen über die Unverschämtheit der amerikanischen Note und konnte sich nicht vorstellen, daß wir zurückweichen würden. (Wenn das nur zutrifft bei unseren Pantalonibesitzern.) Man hofft, die Isonzolinie halten zu können, war aber nicht ganz sicher. Leider war Conrad nicht anwesend, er war nach Wien befohlen. Ich hätte gern die interessanteste Persönlichkeit des dortigen Hauptquartiers kennengelernt.

An die Wirkung von Kampf bei S. M. glaube ich nicht recht. Von Berlin haben wir noch nichts über die Note erfahren. Müller ist in Berlin und bespricht mit Capelle die Virements.

Emanuelstegen, 27. VII.

Gestern vor einem Jahre traf ich in Berlin ein, empfangen mit der Meldung, es wäre alles in Ordnung. Ich traute dem Frieden nicht

und habe leider recht gehabt. Jetzt haben wir schon 500 000 Mann auf den Schlachtfeldern liegen lassen und über eine Million Verwundete. Dabei ist noch kein Ende dieses furchtbaren Krieges abzusehen. — Ich finde auch, daß der empörend schroffe Ton der Note kein Nachteil für uns ist. Näheres von Berlin wissen wir noch nicht. In der Wilhelmstraße sollen die Meinungen geteilt sein. Herr Kriege¹⁾ soll freilich ganz gegen die Uboote umgeschlagen sein. Er denkt wohl, seine Zeit ist gekommen, und ein neues modernes Völkerrecht ist im Werden.

Die Demarche seitens des alten Kämpf und Genossen beim Kaiser ist gescheitert oder hat sich zerschlagen. Der Grund ist mir nicht bekannt; man soll jetzt etwas anderes planen, bei dem auch ich beteiligt werden soll. Morgen werde ich hierüber klüger sein. Eine Unterredung zwischen Capelle und Admiral v. Müller hat in Berlin nicht stattgefunden. Daraus und aus anderen Nachrichten möchte ich schließen, daß bei der Flotte alles beim alten bleibt.

Emanuel'segen, 28. VII.

Heute hatte ich einen Brief von Capelle. Er schreibt mir, daß Admiral v. Müller offenbar absichtlich vermieden habe, ihn zu sprechen, und daß er die Schaffung eines Oberkommandierenden für die Marine für ausgeschlossen hielte; die amerikanische Note solle nicht beantwortet werden, und die Uboote und ihre Arbeit würden am schleichenden Fieber eingehen. Eine akute Krise, die für mich die Möglichkeit gäbe, auszusteiern, hielte er für unwahrscheinlich. Capelle ist sehr besorgt um die Türkei. Wie wir die schwere politische Schluppe ertragen wollen, weiß er nicht. Er glaubt auch nicht an Rußlands Nachgeben.

Wir haben einen neuen eingehenden Bericht vom 1. Offizier der „Mainz“ über das Gefecht vom 28. August v. J. Ich werde ihn dir schicken. Die „Mainz“ hat sich glänzend geschlagen, aber pro nihilo. Ein ausgewechselter Arzt hat den Bericht auswendig gelernt und nachher in Deutschland niedergeschrieben.

Alle Anstrengungen, die von Politikern und anderen gemacht wurden, um Falkenhayn zu bewegen, Österreich-Mores zu lehren, sind vergeblich gewesen. Wir sehen und hören hier von Pleß wenig. Ich habe deshalb meinen Plan, nach Danzig zu fahren, wieder aufgenommen. Gestern habe ich an Hindenburg geschrieben und ihm gesagt, ich wolle ihn

¹⁾ Leiter der Rechtsabteilung im Auswärtigen Amt.
Dirpiß, Erinnerungen

besuchen, sobald er seine jetzige Unternehmung beendet habe oder doch in ruhigeres Fahrwasser gekommen sei.

Emanuelsgen, 29. VII.

Heute vormittag erhielt ich einen Brief von Bassermann, der mir mitteilte, daß am 1. August eine allerhöchste Proklamation herauskommen sollte, die trotz Fanfare einer Schamade ähnlich sein würde. In ihr wäre die Erklärung enthalten, daß wir keinen Eroberungskrieg führen. Die weiteren Worte, daß wir keine Ausdehnung unserer Reichsgrenzen erstreben und bereit sind, Frieden zu machen, die der ursprüngliche Entwurf erhielt, sollen gestrichen sein. Bassermann meinte, daß eine solche Proklamation (als Eingeständnis unserer Niederlage) nach außen und innen den schlimmsten Eindruck machen müßte. Er ersuchte mich, eine Kundgebung solchen Inhalts zu verhindern. Wichtig ist, daß alle inspirierten Blätter und Korrespondenzen in der gleichen Richtung gehen. Ich habe sofort nach Berlin telephoniert, mir weitere Unterlagen zu schaffen, dann bin ich nach Pless gefahren. Der Reichskanzler war aber schon abgereist nach Berlin. Ich besuchte in Pless Wild v. Hohenborn, der nichts von der obigen Sache wußte, im übrigen auch entsetzt war, indessen ebenso wie ich die gegebene Unterlage für nicht genügend achtete, um an Bethmann oder gar an den Kaiser heranzutreten. Bethmann könnte die Interpretation als Beleidigung zurückweisen. Wild v. Hohenborn schien insofern nicht ganz befriedigt von dem Vorgehen gegen Rußland, als nicht alles so geglückt sei, wie gehofft, d. h. keine Einkreisung, und Rußland würde eben zum Festsitzen kommen und wir ebenfalls erstarren. Bei Anfang der Bewegung hätte bei billigem Angebot Rußland vielleicht nachgegeben, jetzt nicht mehr. Darauf längeres Gespräch über die Türkei; er will sich derselben ernstlich annehmen.

Um 6 Uhr hat sich Müller bei mir angesagt. Ich weiß nicht, was er will, wahrscheinlich handelt es sich um verhältnismäßig untergeordnete Personalien, die das Reichsmarineamt angehen.

Einliegend der Gefechtsbericht über die „Mainz“ am 28. August. Man kann aus ihm entnehmen, welche Kraft in unserer Flotte steckt, wenn sie zum Anfang des Krieges zum Ansatz gebracht worden wäre. — Müller war also hier und der Inhalt, wie ich vermutet habe. Von der Proklamation wußte er, bestritt aber den Inhalt. Auch wäre

der Kanzler noch gar nicht entschlossen gewesen, ob sie überhaupt erlassen werden sollte. Ein Bericht unseres Militärattachés aus Athen schildert die Entrüstung der Griechen über die Drangsalierung der Engländer, welche Griechenland zum Kriege pressen wollten. Nach ihren Zeitungsartikeln zeigen sie in dieser Hinsicht mehr Mut als die Holländer.

Emanuelsegen, 30. VII.

Ihr habt wohl den „Kreuzzeitungs“-Artikel von gestern gelesen, der geht schon gegen die beabsichtigte Tendenz der Proklamation an. Müller hat heute mit Treutler gesprochen, der natürlich sehr befriedigt über die Tendenz der Proklamation sprach, die gar nichts Bedenkliches hätte. Im übrigen vermied Müller absichtlich, auf die Amerikanote einzugehen.

Emanuelsegen, 31. VII.

Soeben sind die Briefe von J. und U. vom 26. eingetroffen. Sie enthalten mit Recht Empörung über die Note und über unsere Leitung. Änderung kann nur eintreten, wenn Falkenhayn, Bethmann, Jagow, Müller und seine Gesinnungsgenossen gehen, kurz das ganze System wechselt. Dazu bin ich allein nicht imstande. Als die politischen Parteien zum Kanzler hingingen wegen der Ubootsfrage, sind sie umgefallen, obwohl sie wußten: „getrennt marschieren, vereint schlagen“. Ebenso ist die Presse im Begriff, umzusteuern. Nach anscheinend guten Berichten wäre nach Absendung unserer Note Jagow zum amerikanischen Botschafter gegangen und hätte inständig um gute Aufnahme des Angebots gebeten, der hätte auch zugesagt. Offenbar wußte Jagow gar nicht, daß der Botschafter gar keinen Einfluß auf den Präsidenten hat, und wenn er ihn hätte, er seinen Einfluß im umgekehrten Sinn, nämlich für England angewandt hätte. Behncke schreibt außer sich über das Heruntergehen der Ubootsverwendung infolge der Einschränkung. Daß die Uboote auch so „funktionierten“, wie U. schreibt, hat man Amerika zweifelsohne gesteckt. Ich habe von vornherein dafür gekämpft, energisch gegen Amerika aufzutreten, konnte aber nie mehr als per far figura erreichen, denn Form und Fassung waren nicht in meinem Ressort. Ich werde später U. meinen ein- bis zweistündigen Vortrag beim Kanzler zeigen. Ich überzeugte ihn bis zu gewissem Grade. Nach zwölf Stunden war er umgefallen. Wie wenig Rückhalt man an den Parlamentariern hat, geht u. a. daraus hervor, daß die National-

liberalen in der belgischen Frage im Begriff sind, umzufallen. Was ist nun die öffentliche Meinung, von der U. schreibt, daß sie hochgeht? Der Umschwung der Leitung unseres glänzenden, aber zu bescheidenen Volkes kann nur von Männern kommen, die frei dastehen, sie kann nicht aus Heer und Marine kommen. Damit will ich nicht sagen, daß man alles mitmacht. Aber man kann nicht auf die Straße gehen und schreien, wenn man aus dem Amt gegangen ist. Für mich ist es besonders schwer, wenn ich an das Hurra denke, welches unsere Feinde bei der Möglichkeit meines Rücktritts losließen, und die daran sich anschließenden Wirkungen. Dabei bemerke ich, daß Wild v. Hohenborn bei meiner neulichen Unterredung sich über mein und Bachmanns Abschiedsgesuch äußerte: er für seine Person hätte ein solches Verfahren unsererseits nicht begriffen. Er mißbilligte es offenbar sehr. — U. hat auch meine Ansicht getroffen, daß man womöglich den Erfolg im Osten abwarten müßte.

Emanuelsfegen, 1. VIII.

Wir fuhren nach Plesß, den Jahrestag des Kriegsausbruchs kirchlich zu begehen. Kleine Versammlung vor dem Schloß. Ich sagte S. M., er solle nur getrost in die Zukunft schauen, es ginge sicher alles gut, wenn wir nur „fest“ blieben. S. M. meinte, natürlich blieben wir fest. Von den Flügeladjutanten hörte ich, daß die Proklamation veröffentlicht wäre. Wir gingen dann in die kleine Kirche, die voll war bis auf den letzten Platz. Der Pastor nimmt Entree zum Besten des Roten Kreuzes. Der Gottesdienst sehr würdig und erhebend von einem sehr alten Geistlichen gehalten, einfach, schlicht und voll eigener Überzeugung. „Bis hierher hat der Herr geholfen, versteht, meine lieben Brüder und Schwestern, er hat ‚geholfen‘. Gott will also, daß wir selbst das Außerste tun im reinsten Sinn, dann wird er helfen“ usw. S. M. sprach auf dem Wege vom Schloß zur Kirche weiter vom zweiten Punischen Krieg, mit dem er sich offenbar tröstet. Ich habe nach Möglichkeit dagegen gesprochen. Nach diesem furchtbaren Ringen gäbe es eine lange Pause, 50—100 Jahre, es käme also lediglich darauf an, wie wir diesen Krieg beendeten. Der brave alte Pastor hatte seine Rede in Rückblick und Ausblick geteilt. Bei dem Ausblick sagte er: Noch stehen uns gewaltige Anstrengungen bevor, um die Feinde niederzuringen und dann die schweren Kämpfe bei

den Friedensverhandlungen. Da sollen wir denn nicht sagen: „Bisher hat der Herr geholfen,“ sondern wir sollen uns sagen: „Fürchte dich nicht, der Herr steht hinter dir.“ Es war sehr bedauerlich, daß nicht einmal Treutler anwesend war. Pohl hatte durch seine ersten Aiden bei Müller wieder versucht, dasselbe durchzusetzen, was dem Prinzen Adalbert in Charleville damals nicht gelang. Er wollte Befehl haben, daß die Flotte nicht herausgeht. Jetzt findet Müller diese Forderung von Pohl sehr vernünftig. Bachmann war außer sich, hat aber leider wenig Durchsetzkraft trotz seiner der Form nach entscheidenden Stellung. Ist aber bei Müller und dem Kaiser diese Ansicht immer noch feststehend, so hat Trotha wenig Aussicht für seine Bestrebungen. Der Hofmarschall v. K. trat ein paar Schritt beiseite mit mir vor dem Schloß und sagte mir, der Kaiser hätte gestern wieder in aner kennender Weise davon gesprochen, daß ich der einzige gewesen wäre, der in den Jahren vor dem Kriege und beim Ausbruch desselben die durch England bestehende Gefahr erkannt hätte. Dann sagte K., wir wollten nicht länger allein sprechen, sonst würde Verdacht geschöpft. Anwesend vor dem Schloß waren nur Treutler, Valentini, Lyncker und Plessen. Ist das nicht bezeichnend für das Glashaus, in dem ich sitze?

Es sollen drei preußische Offiziere von den Franzosen kriegsgerichtlich erschossen werden wegen Nichtigkeiten; Wild wollte mit Repressalien drohen; Bethmann ist dagegen, der Kaiser war dafür. Bethmann fand es zu brutal. Wild soll mit Treutler über den Fall verhandeln und war außer sich. Letzteres ist gut, nun erkennt er durch eigene Erfahrung, was für eine Gesellschaft die um den Kanzler sind.

Emanuelsegen, 2. VIII.

Die Londoner Deklaration ist für uns weniger günstig als U. denkt. Es kommt dabei immer auf den Begriff der freien Ware heraus. Nach den bisherigen Bestimmungen würde für uns dort kein Äquivalent für Aufgabe des Ubootskrieges liegen. Von Hindenburg hatte ich eine Depesche mit Dank für meinen Brief und „Brief folgt“. Vom Osten nichts Neues. Prinz Eitel hat geschrieben, daß die Garde-Infanterie wieder sehr große Verluste gehabt hat. Man könnte das ja hinnehmen, wenn man nur einen Enderfolg im Osten erblicken könnte. Dazu konnte man sich nicht aufraffen, Hindenburg die ganze Sache anzuvertrauen. O vanitas vanitatum!

Emanuelstegen, 3. VIII.

Wir haben Junksprüche aufgefangen, nach denen die Engländer armed parties auf die neutralen Schiffe schicken und mit denen dann unsere Uboote angreifen. Lange geht es mit den Ubooten nicht so fort, wenn die Beschränkungen nicht aufhören. Wir planen neue Vorschläge in dieser Beziehung. Ich kann übrigens nicht finden, daß die Leute vom Auswärtigen Amt es jetzt billig haben, sich an die Brust zu schlagen. Wir sind weit über die richtigen Grenzen entgegengekommen und haben vor aller Welt mehr als eine Ohrfeige bekommen. Das war für die Dankees um so leichter, als sie zweifellos die Einschränkung unseres Ubootkrieges von Jagow erfahren haben. Jetzt wissen es auch die Engländer und jubeln. Ihr Geschäft wird wieder steigen. Der amerikanische Botschafter in Berlin hat zu einem Journalisten gesagt, das ausgezeichnete deutsche Volk wüßte gar nicht, daß sein gefährlichster Feind das Auswärtige Amt wäre. Betreffend Rußland hat Wild v. Hohenborn nur gesagt, und zwar ohne positive Unterlage, wenn wir im Anfang des Vorstoßes in Galizien versucht hätten, mit Rußland zu unterhandeln, wäre ein Erfolg wohl möglich gewesen, jetzt nicht mehr. Jedoch glaubt man um Falkenhayn herum, daß Petersburg den Winter kaum aushalten würde; es sei denn, die Türkei fiele zusammen. Rumänien ist nach wie vor völlig unzugänglich; man denkt daran, es zu drängen. Ob es militärisch richtig ist, kann ich nicht sagen. Politisch ist richtig, gegen Österreich energisch zu sein. Man hat aber vor denen einen gewaltigen und m. E. unberechtigten Respekt. Hindenburg hat mich sehr freundlich eingeladen. Ich beabsichtige, am Donnerstag, 5. 8., zu ihm zu fahren. Da er alle Politik ablehnen soll, so wird, fürchte ich, der Ertrag nicht groß sein. Ich werde aber versuchen, ihm die belgische und englische Frage von meinem Standpunkte aus klarzumachen. Falkenhayn sagte neulich zu Admiral Bachmann, man darf ihm Riga gar nicht zeigen, sonst nimmt er es. Man hat Hindenburg absichtlich sehr knapp gehalten, trotzdem er nur geringe Zahlen forderte.

Emanuelstegen, 4. VIII.

Ich nehme als sicher an, daß die Proklamation durch die in Berlin entstandene Erregung geändert worden ist. Um so mehr hat es mich empört, daß die ganze von Bethmann inspirierte Presse den

Worten der Proklamation bezüglich des Eroberungskrieges eine andere Interpretation unterlegt, als dem Wortlaut entspricht. Es ist gleichzeitig so furchtbar dumm, die Bedeutung unserer Faustpfänder zu entwerten, selbst wenn, wie der Kanzler will, wir sie nicht behalten wollten. Es kommt doch wahrhaftig jetzt nicht darauf an, die Stimmung unseres Volkes für die Zeit nach dem Kriege zu bearbeiten, sondern unter allen Umständen den Pferdehandel beim Friedensschluß für uns günstig zu gestalten. An den Einfluß des Reichstags glaube ich nicht recht, nachdem er bei der Ubootsfrage umgefallen ist. Ich kann übrigens nicht sagen, daß Capelle in der Ubootsfrage mich übel beraten hat. Er hat doch glatt damals meinem Abschiedsgesuch¹⁾ zugestimmt, und daß in der Antwort festgelegt ist, daß Bethmann und Falkenhayn den Ubootskrieg verkümmert haben, ist doch ebenso wie das Vorhandensein des Abschiedsgesuches an sich gut.

„Frankfurter Zeitung“ lege ich bei. Es geht die gesamte Kanzlerpresse in der Richtung, Rurland zu behalten, um dem deutschen Volk den Verlust von Belgien plausibel zu machen. Im Osten sind wir heute gut vorwärts gekommen. Die in Berlin und Wien für Bulgarien finanzierte Anleihe kann mindestens als eine Annäherung bezeichnet werden, sie scheint mir durch den Umstand noch weiter unterstrichen zu sein, als ein Militärattaché von Bulgarien — wie mir Mannsoeben erzählte — bei der heutigen Darstellung der Sachlage im Generalstabe mit amwesend war. Erst freilich müssen die Kerls schießen, ehe ich an sie glaube. Es wäre zu schön nach den vielen Enttäuschungen und könnte einen Wendepunkt abgeben.

Der Hauptumstand, der meine Lage in Charleville verschärft hat, liegt doch in Pohl, der überall dort gegen mich gehezt hat.

Emanuelsegen, 5. VIII.

Ach, es ist gut, daß mein alter Herr diesen Krieg und meine Lage in demselben nicht mehr zu erleben brauchte. Die Stimmung in der Flotte ist, wie ich überall höre, sehr verzweifelt. Aber Trotha wird nichts ändern können. Es ist eine zu ungünstige Personal-Konstellation gegen mich; der Kaiser, der mich an die Flotte nicht

¹⁾ Juni 1915 nach der Lusitania-Note.

heranlassen will, die Kabinettchefs, die Männer um Bethmann und dann Falkenhayn. Er entspricht auch Hindenburgs Wünschen nicht; der läuft ihm trotzdem aus dem Ruder, kann es auch. Warschau soll gefallen sein, wir haben noch keine amtliche Bestätigung hierfür. Mann wird sie wohl aus Plesß mitbringen. Nikolai N. ist ein ganzer Kerl, die große Führung der Russen ausgezeichnet; Organisation, Offiziere, Industrie uns nicht gewachsen. Je weiter wir nach Rußland hereinkommen, je mehr freuen sich die Engländer. Es ist auch richtig, je mehr wir nach Osten kommen, je mehr wird auch unsere Politik sich nach Osten orientieren. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß der Kanzler, und ich glaube auch jetzt der Kaiser, und die Leute autour de lui unter gleichzeitiger Aufgabe von Belgien darauf ausgehen. Ein Artikel in der „Kreuzzeitung“ war mir auch schon verdächtig.

Ich habe mir im Reichsmarineamt eine Ausarbeitung über unsere und die englische Wirtschaftsfrage anfertigen lassen, die für uns sehr günstig klingt, besonders nach Einsetzen des Ubootskrieges, der aber namentlich im Atlantik entsprechend unseren Anordnungen stark nachgelassen hat. Auch glaube ich, daß England, wenn auch langsam, sich besser der Situation anpassen wird als bisher. Unser Volk hat Ungeheures geleistet im vergangenen Kriegsjahr, ob es aber ausreicht, um einen guten Frieden für uns zu erreichen, bleibt leider immer noch zweifelhaft; die Übermacht gegen uns ist so sehr groß und unsere Politik schlecht. Ganz Nordamerika muß man praktisch zu unseren Feinden zählen. Wenn in der Schweiz ein höheres Bewußtsein für die Zukunftsgestaltung Europas bestände, würde sie aktiv eingreifen; so tut sie es ebensowenig wie Schweden, und doch würde darin zweifelsohne die Entscheidung liegen. Schweden könnten wir m. E. bekommen, wenn wir es richtig anfangen.

In Mann habe ich eine ausgezeichnete Unterstützung und kann mich voll auf ihn verlassen. Er hat je länger je mehr mein volles Vertrauen gewonnen, und das will viel sagen. Bei Capelle ist das niemals in gleichem Grade der Fall gewesen. Seine Klugheit und sein parlamentarisches Verständnis habe ich dagegen hochgeschätzt und verwertet. Jetzt wird er etwas, wohl teilweise wider Willen, beeinflusst durch den Umstand, daß er zweifellos als mein Nachfolger bestimmt ist.

F. C. gehört zu den Deutschen, die immer überlaufen aus Gefühls- und anderen Rücksichten. Der Ausspruch des großen Friedrich von

der Kunst der Politik, ist gewiß richtig. („Die große Kunst in der Politik ist, nicht gegen den Strom zu schwimmen, sondern alle Ereignisse zum eigenen Vorteil wenden.“) Er paßt aber nicht für die Momente, wo hätte gehandelt werden müssen, und vor diesen Fragen stand ich während des Krieges und bin an der Mauer, die der Kaiser um sich errichtet hat, zerschellt (Clausewitz über die Katastrophe von 1806). Was hätte ich denn erreicht, wenn ich mich ebenfalls in diese Mauer eingeschlossen hätte? Die Macht, sie zu brechen, hatte ich allein nicht. 1813 war sie von außen zerbrochen, und dennoch war genug davon übrig geblieben, um Preußen um die Früchte seiner furchtbaren Anstrengung zu bringen.

Emanuelsegen, 6. VIII.

Die Freude über den Fall von Warschau ist doch nur halb. Einmal haben wir nur die westliche Hälfte, und dann ist damit wohl der Beweis geliefert, daß die russische Armee im wesentlichen der Umklammerung entwischt ist. Endlich hat die Oberste Heeresleitung sich doch überzeugt, daß für die Türkei etwas geschehen müsse, und zwar über Serbien hinweg. Eine Reihe von Umständen haben hierbei geholfen. Bachmann hat ein energisches Schriftstück an Falkenhayn gerichtet zugunsten der Türkei. Auch unser Gesandter in Rumänien hat abgeraten, gegen letzteres zu gehen. Osterreich will auch gegen Serbien. Ich habe nur wenig helfen können auf indirekte Weise. Wir müssen meines Erachtens Rumänien wirtschaftlich schneiden und ihm in jeder Weise die kalte Schulter zeigen. Das dumme dabei ist, daß wir in Rumänien Weizen liegen haben, den wir per Vorschuß bezahlt haben, eine unglaubliche Dämlichkeit! Aber ich hoffe doch, daß die Sache in Gang kommt, wenn nur die Türkei bis dahin am Leben bleibt. Unsere beiden Uboote sind unterwegs, möge der Herrgott sie beschützen, ich weiß nicht, ob England Wind davon hat. Das Loch in Flandern wird stärker als je bewacht. Truppenansammlungen vor den Dardanellen finden beständig auf den einfach von den Engländern den Griechen abgenommenen Inseln statt.

Habt ihr das Vertrauensvotum der nationalliberalen Partei gelesen? Es bestätigt den Unfall. Vertrauen auf ihre Festigkeit kann man doch kaum haben. Die dritte Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen“ von Berichten der belgischen Gesandten ist

wieder großartig. Ich wundere mich nur, daß das Auswärtige Amt sie veröffentlicht. Konnten wir nicht auch so klar sehen, wie diese Herren? Wer von uns diese Auffassung vor dem Kriege hatte, war die bête noire der Wilhelmstraße. Die Berichte sind der reine Hohn auf unser beständiges Nachlaufen. Bei dieser raffinierten Vorbereitung zum Kriege seitens Englands wurde unserer Marine seit 1909 kein Geld mehr bewilligt. Wie anders würde die Marine in den Krieg gegangen sein, wenn die volle Novelle von 1912 bewilligt wäre, und nicht 30—40 Millionen jährlich vom Schatzamt und Kanzler gestrichen wären! Die belgischen Herren sahen ganz richtig, die Flotte als Schreckgespenst für den Mob wurde lediglich als Vorwand von Grey und Genossen gebraucht. Unsere steigende, die Engländer überflügelnde Stärke in Handel, Industrie, kurz die Monopolsucht und der kalte Neid, waren die Ursachen. Wir dämmelten und schwankten dahin. Rußland haben wir erst wild gemacht durch unsere jüngere Balkanpolitik. Das hat ja auch U. an den Äußerungen des Fürsten Gagarin gemerkt. Der Fehler ist kaum gut zu machen, und wir treiben in die dauernde Feindschaft gegen Rußland.

Emanuelsegen, 7. VIII.

Gestern ging der Tanz mit den Kanzler wieder los. Der Arger verschaffte mir eine schlaflose Nacht. Heute vormittag war ich zum Vortrag bei Bethmann in Pless. Helfferich (Reichsschatzsekretär) hatte ein längeres Schreiben — vielleicht ist es bestellt — an Bethmann gerichtet, in dem er nicht nur die völlige Preisgabe des Ubootskrieges forderte, sondern auch eine Mitteilung in diesem Sinne an Wilson. Der Kanzler holt sich Hilfe bei Falkenhayn und Müller. Im Prinzip ist der Kaiser auch wohl gewonnen. Die Sache wird wohl so gemacht werden, daß der Kaiser über Müller entsprechende Anweisungen an die Uboote gibt und die Mitteilung an Wilson unter der Hand geschieht. Es ist dasselbe Verfahren wie beim ersten Mal. Man glaubt jetzt offenbar, das deutsche Publikum entsprechend vorbereitet zu haben, auch meinetwegen. Ich habe von meiner Stellungnahme kein Hehl gemacht. Ihr werdet Ende des Monats mich wohl in Blasen erwarten können. Vorläufig wird noch ein Bericht von Bernstorff erwartet, der, wie ich Bethmann sagte, selbstverständlich in dasselbe Horn bläst. Ich glaube, die ganze Sache ist planmäßig arrangiert. Ob aus meiner

Reise nach dem Osten noch etwas wird, weiß ich nicht. Ich bin seelisch gedrückt. Alle Mühe und Versuche sind umsonst gewesen.

Emanuelsegen, 8. VIII.

Seit gestern wird schwer gekämpft bei den Dardanellen. Die Engländer wissen zweifelsohne, daß unsere dortigen Uboote nicht verwendungsbereit sind. Demzufolge haben sie ihre ganzen Schiffe herangezogen und neben dem Landangriff ein furchtbares Feuer auf alle Forts und alle Stellungen losgelassen. Die Lage ist offenbar höchst kritisch. Was habe ich, leider vergeblich, gedrängt, unsere Uboote in größerer Zahl und früher zu schicken! Fallen die Dardanellen, so ist der Weltkrieg gegen uns entschieden. Heute vormittag 11 Uhr 30 erneuter Vortrag bei Seiner Majestät, der mir mitteilte, er wolle vorläufig keine Antwortnote an Amerika schicken. Er ließ sich freilich ein Loch. Er wollte nur den Bericht von Bernstorff abwarten. Müller unterwirft sich ganz der Ansicht des Kanzlers. Wir stehen jedenfalls vor einer seit Wochen vorbereiteten Aktion. Auch Banken sind dazu herangezogen. Nachher längere politische Unterhaltung. Der Kaiser war wenig gnädig zu mir; ob es die Folge meiner Stellungnahme ist, weiß ich nicht. Müller behauptete, der Kaiser kenne nur ungefähr das Gesprächsthema zwischen mir und Bethmann. Wild v. Hohenborn ist von Bachmann unterrichtet und war außer sich über die Sache. Bethmann hat mir zugesagt, ehe er weitere Schritte täte, würde er vorher mit mir verhandeln. Es scheint, daß wir durch mein Vorgehen Zeit gewonnen haben, und das hat doch einigen Wert. Der Kronprinz ist orientiert.

Emanuelsegen, 9. VIII.

Müller war zwei und eine halbe Stunde bei mir, und ich habe ihn stark bearbeitet. Zurzeit habe ich ihn überzeugt, aber auf wie lange ist eine andere Frage. Ich fahre übermorgen nach Berlin, bleibe dort einen Tag, und dann zu Hindenburg.

Emanuelsegen, 10. VIII.

Also heute mittag in Pless, wo Seine Majestät mit sehr freundlichen Worten mir den Pour le mérite zur Feier des 25. Jahrestages der Besitzergreifung von Helgoland überreichte unter gleichzeitigem Hinweis

auf die dortigen Häfen und Verteidigungsanlagen. Admiral v. Müller sollte ihn mir umbinden. Ob es eine Folge meiner zweiundeinhalbstündigen Unterredung war, weiß ich nicht, möchte aber glauben, nein, da meine Einladung — ohne Bachmann — schon vorher erfolgte. Ich sagte Müller, ich wäre sehr gerührt, könnte aber mit Rücksicht auf den Verlauf des Seekrieges keine Freude empfinden. Außerdem würde mir dadurch der ihm mitgeteilte Entschluß nur schwer gemacht. Müller meinte, das wäre ja durch die letzte Stellungnahme des Kanzlers hinfällig geworden. Auf meine weitere Frage, ob der Kaiser denn durchhalten würde, meinte er ja. Ich hatte aber das Gefühl, daß Müller im Geiste drei Finger hoch und drei Finger im Rücken hatte. Momentan scheint die Gefahr abgewendet, wenn nicht ein neuer Lusitania-Fall passiert, das schien mir aus dem Benehmen von Treutler hervorzugehen. Meine Stellungnahme, falls die Vorschläge Helfferichs durchgehen würden, war übrigens so kategorisch, wie man es nur verlangen könnte. Jetzt sind doch die Noten usw. so ausgefallen, daß wir die Uboote wieder voll aufnehmen können, sobald sich unsere Lage an Land günstiger gestaltet, und dann hat mein Verbleiben doch einigen Nutzen gehabt. Wenn Helfferich durchgedrungen wäre, so wäre das nicht möglich gewesen. Die Stellung Pohls bei Müller ist doch erschüttert. Letzterer sagte, sobald wir gegen neue Landfeinde gesichert seien, müßten wir die Uboote rücksichtslos verwenden; immer auf und ab! In mancher Beziehung war mein Aufenthalt hier nützlich, trotzdem lasse ich — nota bene unter Abraten von Capelle — mich nicht abhalten, morgen nach Berlin zu fahren, und übermorgen abend nach Lözen. Müller befürwortet letzteres dringend, ich sollte rüchhaltlos mit Hindenburg sprechen. Müller und viele sind mit Falkenhayn nicht zufrieden, und daselbe ist bei Hindenburg der Fall. Große Verluste durch frontale Angriffe und keine Zertrümmerung von Rußland. Letzteres hat wohl nur Verluste, aber keine entscheidende Schädigung gehabt. Anwesend war der alte Erzherzog und viele Österreicher, darunter Conrad v. Hötzendorff, mit dem ich mich längere Zeit unterhalten konnte, was nebenbei vom Kaiser sehr bemerkt wurde. Der junge Knorr hat eine glänzende Minenlegung bewerkstelligt, Vernichtung eines englischen Hilfskreuzers im Kampf und sonstiges besorgt. Er ist schon nahe unserer Küste zurückgewesen und dort abgefangen worden. Pohl hatte wieder keine Aufnahmestellung vor-

bereitet für den lahmen Hilfskreuzer, den Knorr führte. Er hatte 120 Mann Besatzung und 40 gefangene Engländer mit 4 Offizieren an Bord. Mit 130 Mann hat er nach Versenkung seines Schiffes auf einem schwedischen Schoner das Lister Tief (Sylt) erreicht. Nähere Umstände sind noch unbekannt. Bulgarien gibt meines Erachtens keine Beweise von Freundschaft, solange unsere Kanonen an der Donau schweigen; immerhin hat Bulgarien sich schon einigermaßen bloßgestellt.

Berlin, 12. VIII.

Ein Tag in Berlin in größter Hitze. Ich muß um 10 Uhr ab nach Löben. Hier wenig Erfreuliches, die Leitung der Marine ein großes Durcheinander: Müller, der Kaiser, Pohl, Prinz Heinrich usw. Gelegenheit hat die Flotte wieder verpaßt, als Knorr zurückkam. Im Osten gefährliche und durchaus mit keiner Aussicht auf Erfolg angesetzte Operation. Rumänien haben wir vor seiner definitiven Stellungnahme 400 Millionen Gold gegeben für Getreide und es macht uns eine lange Nase, die Türkei in dauernder Gefahr und keine Aussicht auf Entsatz durch Falkenhayn. Friedenskundgebung in der „Norddeutschen Allgemeinen“, die allgemein nur als Schwäche ausgelegt werden wird. Der Kanzler hat nur eine Direktive im Sinn; Frieden um jeden Preis, England nicht reizen, Aktion gegen die Uboote nur verschoben bis nach Reichstag, weil die Vorbereitungen noch nicht genügen und ich zum Fallen noch nicht reif genug. Trotha hat verzweifelt geschrieben.

Heute vormittag hatte ich ein langes Gespräch mit Kösticke, ich glaube, zufriedenstellend. Wie ich ihm meine Ansichten auseinandersetzte und den Urfeind erklärte: Trustmagnaten in New York, London, Belgien, Paris, die den dummen starken Panславismus eingefangen hätten, war er höchst erstaunt. Er hätte solche Ansicht von mir nicht erwartet, da ich im Reichstag immer nur von der Linken unterstützt sei. Ich sagte ihm: Geduldet auf meinem Posten, alleinstehend und bekämpft von allen Seiten (außerhalb des Parlaments) hätte ich jede Hilfe angenommen. Tableau! Er verteidigte sehr großen Landerwerb im Osten als Gegengewicht gegen etwaige belgische Industrievermehrung. Nachher mit Graf Laube¹⁾, er war sehr erfreut, mich zu sehen. Ich

¹⁾ Schwedischer Gesandter in Berlin.

habe bei Müller angeregt, den Grafen Laube zum Kaiser zu bringen; durch meine Abreise kann ich dort zurzeit nicht mehr tun, was beständig ist.

Löben, 13. VIII.

Heute 10 Uhr morgens hier eingetroffen. Lange Unterhaltung mit Hindenburg und Ludendorff, vollständiges Einvernehmen über die Gesamtlage. Hindenburg sieht keine Aussicht, die Lage autour du roi zu ändern, die Stückmasse wäre undurchdringlich. Er hat den Kaiser geradezu angefleht, den Ratschlägen von F. nicht zu folgen. Auch bei der letzten großen Operation in Rußland hat er dringend abgeraten von dem Verfahren, welches immer frontal fortgesetzt wurde, auf diese Weise die Russen selbst entzwischen ließ und uns sehr viel Verluste gekostet hat. Nach Ansicht Hindenburgs und Ludendorffs wäre schon vor drei Wochen die ganze russische Armee erledigt, wenn man ihnen gefolgt hätte. Er hat dem Kaiser dem Sinne nach geschrieben, das ganze Volk, welches so Ungeheures geleistet, warte auf seinen Kaiser, traue aber dem Verfahren der Obersten Heeresleitung nicht, alles umsonst! Da kann ich mich nicht wundern, wenn auch ich nichts erreicht habe, nur nimmt Hindenburg das Gefühl doch für sein Lebensende mit, etwas Großes trotzdem geleistet zu haben. Es ist rührend anzusehen, wie das Volk ihn hier auf Händen trägt, jung und alt, Greise und Mütterchen, geschweige die Jugend, machen Front, wo er sich nur blicken läßt. Er kann sich gar nicht bergen vor Blumen. Die Schlichtheit, Treue und der Charakter, der aus ihm spricht, sind wahrhaft herzerfrischend, wenn man aus der verfluchten Bande in Pleß herauskommt. Ich habe frisch von der Leber weg geredet und er und Ludendorff ebenso. Er will mich unterstützen so gut er kann, für die Türkei und die Uboote. Wir sind einig betreffs Rußlands und Belgiens, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Falkenhayn das Heft in der Hand hat: Gruppe Hindenburg, Gruppe Prinz Leopold, Gruppe Mackensen, alles wird eingestellt auf Falkenhayn.

Heute nachmittag sehr schöne Fahrt mit Spaziergang um einen Teil der Seen und durch die Feste Boyen. Erklärung der russischen Stellung. Die Kerls waren doch höllisch dicht hier dran, und Ruinen bezeichnen ihre zeitweise eroberten Orte. Sehr nette Tafelrunde. Ich

bin gut untergebracht und freue mich, morgen bis Memel mit meinem Salonwagen fahren zu können und erst von dort per Auto nach Libau. Neun Stunden per Auto von hier wäre etwas viel gewesen. Außerdem kann ich im Salonwagen (Extrazug) lesen und Post abfertigen, du wirst in den nächsten Tagen keine Briefe von mir bekommen können, ich kann frühestens am 17. August wieder schreiben. Hier wird es schon etwas herbstlich. Morgen früh holt mich Hindenburg um 8 Uhr a. m. zum Spaziergang ab. Er sagte, wie ich auf die Kundgebungen der Bevölkerung überall, in Dörfern, auf den Fluren usw. hinwies: „Ja, die Leute sind rührend, aber ich würde gern darauf verzichten, wenn mein kaiserlicher Herr mich weniger distanzierte.“ Abendessen sehr nett, mit Ludendorff noch mehr gesprochen.

Im Extrazug Löben—Memel, 14. VIII.

Es war doch eine Herzenserquickung in Löben mit diesen Leuten (eine Gesellschaft von Brüdern, wie Hindenburg sagte) einen vollen Tag zusammen zu sein. Heute morgen von 8—9,30 Uhr machte ich einen herrlichen Spaziergang mit Hindenburg. Das Seengebiet mit seinen schönen Wäldern, seinem welligen, fruchtbaren Boden, den Seen, die in der Abendsonne wie Opal glänzten, und am Morgen wie Silberfluten, zeigte sich wirklich in entzückender Schönheit, die Luft von einer herben Kraft und jetzt noch nicht kalt. Hindenburg teilte vollständig meine Auffassung der Verhältnisse. Er hatte den Kaiser in Posen beschworen, die Sache anders zu machen. Der war aber von Falkenhayn aufs genaueste vorher instruiert und sagte ihm, er (Hindenburg) irre sich usw. Jetzt haben wir große Verluste und keineswegs Vernichtung erzielt, wie es durchaus wahrscheinlich war, und treiben langsam und sicher zum Stellungskrieg. Nach den ersten und ausreichenden Erfolgen unten mußten wir unsern Bahnvorteil benutzen und unsere Armeen in Masse auf den äußersten linken Flügel werfen, da der rechte wegen der Distanzen und schlechten Bahnen usw. dazu nicht brauchbar war. Er hält dies jetzt noch für richtig, wenn gleich die ganz großen Erfolge nicht mehr möglich, und hat noch gestern oder vorgestern eine energische Depesche an Falkenhayn geschickt in diesem Sinn, um ganz loyal zu sein, an Falkenhayn und nicht an den Kaiser. Er hofft, daß Falkenhayn jetzt vielleicht doch den Gedanken aufgreift. Ist das Ganze nicht furchtbar? Hier hat

man die Leute und Führung, die alles in Ordnung bringen würden und zum höchsten Ruhm vom Kaiser selbst die überwältigenden Siege herbeiführen würden, und man schiebt sie absichtlich beiseite. Ich bin in Lözen mit überwältigender Freundlichkeit aufgenommen. Hindenburg hielt eine mich beschämende Rede auf mich, die ich sofort beantwortet habe. Ich schloß, vom Osten wäre in schwerster Zeit Preußen einst die Sonne aufgegangen, ich hoffte, daß dasselbe in dieser für Deutschland-Preußen ernsten Zeit sich wiederholte. Ich habe hier kein Hehl daraus gemacht, daß man die Flotte künstlich zurückgehalten hätte. Ich habe mit Hindenburg auch rückhaltlos meine Lage besprochen. Er billigte mein Verhalten; ich könnte nicht vor den Kaiser treten und ihm sagen: „Gib mir die Flotte.“ Ich konnte Hindenburg nicht abhalten, mich um 10,45 Uhr auf den Bahnhof zu bringen. Ludendorff erklärte es ebenfalls für aussichtslos, die Situation zu ändern. Übrigens wird Hindenburg von sich aus an Bethmann schreiben und ihn energisch für die Türkei und die Uboote interessieren. Ich schicke dir seine Stichworte, die Ludendorff mir auf dem Bahnhof noch gab.

Um 4 Uhr p. m. sind wir in Memel, dann per Auto drei Stunden nach Libau. Die Russen haben hier doch entsetzlich gehaust, namentlich viele Mädchen geschändet, die nun verzweifelt herumlaufen und von denen sich viele ertränkt haben sollen.

Die Demarche von Helfferich ist in Berlin schon bekannt und wird von Westarp und Bassermann für sehr gefährlich gehalten.

Danzig, 18. VIII.

Heute kam die Nachricht von der Luftbeschießung von London und der Vernichtung eines kleinen Kreuzers und eines Destroyers in der Nordsee. Auch die Vernichtung eines großen Transporters im Agaischen Meer durch ein kleines Uboot ist nicht übel. Das ist um so erfreulicher, als ich kein rechtes Ziel sehe für unsere Operation im Rigaischen Meerbusen und die Gefahr durch russische Minen und Uboote doch sehr groß ist. Einsatz entspricht jedenfalls nicht dem möglichen Erfolg. Ich habe dem Oberkommando der Ostsee vergeblich abgeraten. Libau war recht interessant. Man hat dort ein Wilhelmshaven geschaffen, und als es fertig war, hat man gefunden, daß Reval doch

geeigneter wäre für diesen Zweck, ein echt russisches Kunststück! Der Ort zählt etwa 70—80 000 Einwohner und ist Seebad für Kurland. Für uns, d. h. für die Marine, hätte Libau keinen großen Wert. Die Frage Kurland wurde lebhaft erörtert, und unsere dortigen Armeeherrn waren sehr für Behalten; es wird auch schwer sein, es zu verlassen. Von einer Neigung, preußisch zu werden, ist in der Bevölkerung sicher nicht die Rede. Vielleicht machen einige baltische Barone eine Ausnahme, die sonst fürchten, nach der Wiederbesetzung durch die Russen gehängt zu werden. Andererseits würden aber auch keine großen Schwierigkeiten entstehen, wenn Kurland zunächst auf 20 Jahre „Kolonie“ würde. Die Einnahme von Kowno und das sonstige Vordringen unserer Armee sind an sich gewiß sehr erfreulich, aber irgendwie entscheidend sind sie nicht. Wir haben noch absolut keine Sicherheit bezüglich der Balkanstaaten, und die Türkei bleibt die große Gefahr.

Danzig, 19. VIII.

Gestern abend bei der Kronprinzessin, sehr liebenswürdig empfangen. Die kleinen Prinzen standen Fallrepp und dahinter die Mutter, die außerordentlich wohl und hübsch aussah. Das Haus (Geschenk der klugen Stadt Zoppot) liegt entzückend und ist innen ein Schmuckkästchen. Das Hauptzimmer, Parterre, ganz weiß mit etwas Gold, führt sofort auf die Terrasse, von der man über Gesträuch usw. die ganze Bucht sieht. Eine halbe Stunde Unterhaltung allein. Ich habe sehr offen gesprochen und besonders für Hindenburg plädiert. Kapitän Mann erzählte mir, Prinz Joachim hätte einen sehr dringlichen Brief an die Kronprinzessin geschrieben — jedenfalls behufs Weitergabe an ihren Mann —, sie möchte doch alles tun, um Hindenburg zu unterstützen, der ganz untergebuttert würde; sie hätte dann hinzugefügt: just the same with our old navy man. Mir erzählte die Kronprinzessin, Falkenhayn hätte außerordentlich gewonnen durch seine Erfolge im Osten. Ich sagte, es wären nicht die Erfolge von Falkenhayn, sondern die der Feldgrauen. Meines Erachtens hat Hindenburg unzweifelhaft recht gehabt. Hindenburg, Ludendorff und Hoffmann bilden eine hervorragende Gruppe, die die Geschicklichkeit der Russen im Ausbüchsen aus dem ff. kamte. Unsere Lage ist so, daß wir mehr brauchen als bloßen Frontalsieg mit erheblichen Verlusten. Die

Sache wäre schon mindestens vor drei Wochen erledigt gewesen. Diese drei Wochen können aber für die Gesellschaft Griechenland, Rumänien usw. entscheidend sein; hoffentlich geht es doch noch gut, ist aber sehr gefährlich.

Zwischen Küstrin und Berlin, 19. VIII.

Trotz des starken Schüttelns möchte ich versuchen, dir ein paar Worte zu schreiben, ehe Berlin mich mit seinen Krallen umfängt. Die Rede des Reichskanzlers habe ich nur im Telegrammauszuge gelesen. Sie wurde mit großem Bravo begrüßt. Das, was er über die Freiheit der Meere sagte, ist meines Erachtens Wind; über diese Art von Freiheit wird er sich mit England verständigen können. Das wichtigste in seiner Rede war die Behandlung der Polenfrage. Wir haben zweifellos Friedensanerbietungen den Russen gemacht; alle auswärtigen Blätter sind voll davon. Dabei ist wohl die Androhung eines von Rußland befreiten Polens als Druckmittel benutzt worden. Nach der Rede Bethmanns hat Rußland mit „Nein“ geantwortet, was vom Ausland bestätigt wird. Wir sitzen im Osten jetzt fest, und England wird sehr zufrieden sein. Ich beabsichtige einige Tage in Berlin zu bleiben, um mich zu orientieren, dann nach Pless zum Vortrag zu fahren und bald nach Berlin zurückzukehren. Da Capelle ernstlich krank ist, werde ich später doch in Berlin bleiben müssen, da das Amt sonst gar nicht funktioniert.

Ich habe U. ganz richtig verstanden betr. seiner Benutzung der Londoner Deklaration. Ich fürchte aber für den Friedensschluß, dann wird sie als Freiheit der Meere ausposaunt, gibt England alles und uns praktisch nichts.

Berlin, 22. VIII.

Der Erfolg Bethmanns und Helfferichs machen meine persönliche Lage recht schwierig. Ich fürchte, der Arabic-Fall wird weiteren Anlaß zum Sturm gegen die Uboote geben. Wenn eine weitere Einschränkung erfolgt, so ist das für mich ein sehr unglücklicher Moment, auf meinem Aussteigen zu bestehen. Ich habe höchstens die Konservativen hinter mir. Man wird auch sagen, jetzt ist in erster Linie Hilfe für die Türkei nötig und das andere könne warten. Militärisch ist das nicht unrichtig. Die Schwierigkeit liegt nur darin, den un-

beschränkten Ubootskrieg gegen England wieder aufzunehmen, wenn er einmal vertagt und unterbrochen wird. Ich gehe aber trotzdem in den Augen des Volks als Prinzipienbock. Dazu kommt, daß, wenn der Krieg weiter geht — und nach allen Nachrichten aus England wird er es tun —, man doch vielleicht im Winter darauf wird zurückkommen müssen. Ich habe jetzt die Rede Bethmanns gelesen, die großen Eindruck gemacht hat wegen der Kriegsziele und darum seine Stellung so gehoben hat. Jeder liest natürlich das heraus, was ihm paßt, aber immerhin hat er sich doch weiter gebunden. Vor der Rede lagen die Verhältnisse anders.

Ich wurde unterbrochen durch Schulze¹⁾, der acht Tage Urlaub hat. Es lag mir viel daran, ihn zu sprechen, auch wegen des Ubootskrieges in Flandern. Er übersah sofort meine außerordentlich schwierige Position, war aber seinerseits trotzdem der Ansicht, weder ich noch der Kaiser könnte jetzt einen Eklat machen. Ich bin dessen nicht so sicher, der Kanzler hat eine gute Gelegenheit, mir das Genick oder das Rückgrat zu brechen. Mit unserer Riga-Expedition bin ich gar nicht zufrieden; trotz telegraphischen Abbratens von mir ist es geschehen, und wir haben uns tatsächlich blamiert und schmerzliche Verluste für nichts erlitten.

Berlin, 24. VIII.

Du wirst zu kurz kommen in diesen Tagen, denn ich werde von Besuchen und Krimskrans erstickt. Dazu haben sich noch viele Leute gefunden, die mir schriftlich gratulieren für eine „Merite“, die ich nicht anerkenne. Ich habe noch nichts gehört, wie sich der Arabic-Fall gestaltet. Soeben verläßt mich der brave Barnabe²⁾, der mich wegen Torpedierung zweier spanischer Schiffe interpellierte. Wir wissen natürlich nichts, denn wenn es unsere Uboote gewesen sind, so müssen sie erst zurück sein, ehe wir etwas Sicheres erfahren können. Inzwischen arbeitet dann die englische Presse. Außerdem können sich die Engländer alles erlauben und wir nichts. Du hast ganz recht mit der langen Rede von Bethmann. Wenn man hinter die Kulissen gesehen hat, so beurteilt man die Sentimentspolitik, die wir getrieben haben, anders. Aber das deutsche Volk ist immer noch sentimental,

¹⁾ Korvettenkapitän E. E. Schulze, Erster Admiralstabsoffizier des Marinekorps.

²⁾ Spanischer Botschafter.

und darum machte die Rede Eindruck. Unsere Diplomaten waren gewiß miserabel, aber eine Entschuldigung haben sie für sich. Es war ihnen nie ein „Ziel“ gesteckt, und wenn es geschah, wie z. B. die Verbrüderung mit England, so war es ein falsches, weil es eben unerreichbar war und noch ist. Dabei fürchte ich, daß dieser Gedanke noch gar nicht tot ist. Die Schaffung eines selbständigen Polen usw. wird uns auf 100 Jahre mit Rußland verfeinden, und daraus kann sehr leicht ein Vasallentum unter England entstehen. Wir sind auch in Belgien sentimental. Anstatt Flamen gegen Wallonen auszuspielen, betreuen wir das Land und stärken ein belgisches Nationalgefühl, welches eigentlich gar nicht vorhanden ist. Bezüglich der Handelsbeziehungen nach Japan und überhaupt der Versöhnung mit den Japs habe ich schon verschiedenes getan. Es führt aber zu weit, mich hierüber jetzt auszulassen. Bei meiner Stellung zur Wilhelmstraße, die fortwährend gegen mich wühlt, ungeachtet meiner bisherigen Zurückhaltung, kann ich wenig tun. Die Leute betrachten jedwede Anregung als Eingriff in ihre Prerogative.

In der Wilhelmstraße ist man ganz kopflos, wie ein bekannter amerikanischer Reporter sagt. Heute abend große Konferenz zwischen Jagow und Gerard. Letzterer weiß natürlich, daß er durch Bluff fast alles durchsetzen kann. Wir haben so viel zurückgezoppt, daß wir weiter rutschen werden. Ich war heute bei Löbell, um mich im allgemeinen zu informieren. Der war auch keineswegs entzückt über die lange Rede; er faßte sie so auf, daß die sachliche Spitze lediglich gegen Rußland ginge und der Kanzler England gegenüber sagte: „Du bist mir zwar untreu geworden und bist sehr häßlich gewesen, aber trotzdem bin ich bereit, dich von neuem an meinen Busen zu nehmen,“ oder mit andern Worten, „überlasse mir Rußland und ich überlasse dir Belgien“.

Die Affäre in Riga ist ein Schulbeispiel für unser Durcheinander in der Marine. Wir haben einen Luftstoß gemacht, und die Russen schlachten es als großen Seesieg aus. Ich hatte von Libau aus dringend abgeraten.

Berlin, 25. VIII.

Du hast ja ganz recht mit dem Gedanken, nicht die Verhältnisse zu zwingen, sondern sich ihnen anzupassen und das Beste daraus zu

machen. Ich habe das ja auch diese langen Jahre ziemlich fertig gebracht. Jetzt liegt die Sache doch aber anders. Die absolute Herrschaft hat eben Bethmann und seine Leute, dazu Falkenhayn. Denen bin ich ein Dorn im Auge, und sie lassen mich überhaupt nicht heran. Dagegen bin ich völlig machtlos. Die eigentliche Ursache liegt, abgesehen von der Vergangenheit, in dem Umstand, daß ich nach wie vor an eine wirkliche Verständigung mit England nicht glaube und das Prinzip des Nachlaufens früher und auch jetzt für unzweckmäßig halte. Dazu kommen dann im akuten Fall die Schwierigkeiten, die jeder Seekrieg mit den Neutralen verursacht. Ich sehe auch die Sachlage gar nicht bloß unter dem Gesichtspunkt an: wie kann ich da herauskommen. Aber daß man mich planmäßig lahmgelegt hat, darüber kann kein Zweifel sein. Mit der Rede Bethmanns hast du ganz recht, echt deutsch und darum erfolgreich! Der Geschichtsschreiber nach 50 Jahren wird anders urteilen. Mit dem Nachtzuge fahre ich ab nach Emanuelssegen. Ich verlasse das Amt und Berlin recht ungern wegen der augenblicklichen Situation, aber es geht nicht anders. Für mich ist die Krankheit von Capelle doch ein großer Ausfall.

Emanuelssegen, 26. VIII.

Es war, wie ich vorausgesehen hatte, ein planmäßig angelegter Überfall des Kanzlers auf die Uboote. Er hatte, obwohl ich mit ihm in Berlin zusammen war, kein Wort verlauten lassen. Im Gegenteil hatte Jagow in der Budgetkommission erklärt, am Ubootskrieg würde nicht gerührt. Gestern abend erhielt ich in Berlin Befehl, „am nächsten Mittag 12 Uhr Vortrag“. Der Kanzler fuhr im gleichen Zuge; in Rattowitz erwartete mich Bachmann mit der Nachricht, wir sollten sofort kommen. Ich fuhr aber zunächst hierher, um mein besseres Jackett anzuziehen. Bethmann, Treutler, ich und Bachmann. Ersterer riesengroß; aber er wolle jetzt ruhig schlafen und nicht immer auf einem Pulverfaß sitzen. Er wolle jetzt Wilson sagen lassen, die Uboote hätten Befehl, Schiffen mit amerikanischer Besetzung nichts zu tun. Wir wurden nicht einig, da er ganz unnahbar, danach Vortrag. Falkenhayn war bearbeitet, Admiral v. Müller dito, die übrigen Kollegen nickten immer Zustimmung. Aber dem Kaiser war die Sache unbehaglich. Er übersah die Tragweite der Entscheidung und stimmte uns leise zu, daß man doch erst abwarten müsse, wie der letzte Fall

sich zugetragen hätte usw. Falkenhayn hatte erst sehr energisch Bethmann zugestimmt; als er sah, daß der Kaiser nicht recht heranwollte, steuerte er in die Politik des Abwartens um, Müller auch etwas. So wurde keine Entscheidung gefällt. Bethmann wütend, sagte nach Tisch zu Bachmann, dafür übernehme er nicht die Verantwortung, er ginge nicht früher aus Pleß, bis eine Entscheidung in seinem Sinne erfolgt sei usw. Er sagte, auch im Auslande glaubte man, er könne gegen uns nicht an, das ginge nicht usw. Eitelkeit und Empfindlichkeit spielen dabei eine große Rolle. Er arbeitet nur eine Denkschrift aus, und der Kaiser wird sich unter dem Druck der gesamten Kamarilla strecken, das ist keine Frage. Wir wollen nun Müller bitten, morgen herzukommen, um über die Möglichkeit eines Kompromisses zu verhandeln. Bethmann will im wesentlichen das mitteilen, was bereits befohlen ist¹⁾: (Mehr soll vorläufig nicht befohlen werden.) Es ist aber immerhin ein Unterschied zwischen einem Geheimbefehl, der die Engländer doch im Zweifel läßt, was wir tun, und der Veröffentlichung. Alsdann soll der ganz große Fall Lusitania einem Schiedsgericht unterbreitet werden und die Freiheit der Meere in Gestalt der bekannten Deklaration angeboten werden. Damit hat dieser Passus in der Rede Bethmanns die Definition: England behält alles und wir ein Nichts. Er geht zweifellos darauf aus, Belgien preiszugeben und Rußland zu zertrümmern unter Errichtung eines autonomen Polens. Friedrich der Große und Bismarck werden sich bereits im Grabe umgedreht haben, und an die Wirkung der Stimme des Schützengrabens vor der Entscheidung in diesem Sinne glaube ich nicht. Sie wird erst einsehen, wenn es zu spät ist. Was ich nun tun werde, weiß ich nicht, ich muß erst die Entwicklung dieser Sache abwarten.

Emanuelsegen, 27. VIII.

Gestern hatte der Kaiser entschieden, daß die Instruktion für Bernstorff zwischen dem Kanzler und uns verabredet und besprochen werden sollte. Inzwischen hat heute morgen, ohne uns zu rufen, Bethmann den Kaiser herumbekommen. Müller und Treutler kamen heute nachmittag zu uns. Ersterer wich aus, machte liebenswürdige Redensarten. Der Kollege teilte mit, daß die Sache bereits entschieden

¹⁾ Siehe oben S. 357.

sei. Ich glaube nicht, daß ich das einstecken kann, und fahre morgen abend nach Berlin. Ich kenne leider die Instruktion nicht, will sie aber vom Kanzler einfordern und danach handeln. Ich glaube, die Sache geht mit mir zu Ende. Morgen muß ich noch einen angesagten Vortrag halten über Libau. Denselben absagen, ohne gleichzeitig meinen Abschied einzureichen, kann ich nicht. Deshalb fahre ich noch nach Pleß. Müller versucht einige Kompromisse.

Mit dem definitiven Verlassen des Hauptquartiers fand diese Korrespondenz ihr Ende.

II. Bemerkungen zu unserer Schiffsbaupolitik

1

Die fachmännische Unterlage des öffentlich gegen die Marine geführten Verleumdungsfeldzuges mußten einige Zeitungsschreiber beschaffen, die auf Grund früheren Dienstes in der kaiserlichen Marine sich von dem Eingeständnis entbunden fühlten, daß sie weder mit einem modernen Schlachtschiff noch mit einem Uboot je dienstlich zu tun gehabt haben. Das einhellige Urteil der urteilsfähigen Seeoffiziere blieb im Hintergrund, weil die Marine nicht gewohnt war, in Zeitungen zu kämpfen. Neben den öffentlichen Verdächtigungen ging ein in seiner Art viel gefährlicheres Raunen „eingeweihter“ politischer Kreise.

Zu den Maßnahmen, die mit einer gewissen Planmäßigkeit, jedenfalls in großem Umfange von Interessenten, um meine Stellung vor der Nation, in der Marine und bei dem Kaiser zu erschüttern, gehören die Ausstreunungen, die über die unzureichende Konstruktion unserer Schiffe und Waffen in Umlauf gesetzt wurden. Durch alle möglichen Kanäle wurde verbreitet, daß unsere Schiffe verkonstruiert, daß sie namentlich unterarmiert und nicht für das Feuern auf weite Distanzen eingerichtet seien. Die Schlacht vom Skagerrak hat zwar den Gegenbeweis geliefert und Admiral Scheer veranlaßt, dem Kaiser den großen Anteil, den die Vorzüglichkeit des Materials an dem Erfolg der Schlacht gehabt hatte, zu melden. Der Kaiser sah sich unter der Stimmung des Offizierkorps veranlaßt, in einer Depesche aus Wilhelmshaven dieses Verdienst um die Marine noch nach meiner Verabschiedung mir gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Da aber mit derartigen Behauptungen auch jetzt noch Stimmung gemacht wird, und es Interessenten gibt, welche die geschichtliche Verantwortung der ungenügenden Ausnutzung unserer tatsächlich vorhandenen Seemacht von sich abschieben und den Fehlern zuschieben möchten, die während meiner Amtszeit gemacht sein sollen, gehe ich auf einige dieser mir zu Ohren gekommenen Vorwürfe ein.

Zunächst ist der Eigenart unseres Volkes zu gedenken, das fremde Erzeugnisse leicht höher einschätzt als die eigenen. Von dieser Eigenart ist auch unsere Marine, namentlich der englischen gegenüber, nicht frei gewesen. Man war geneigt, die Renommierangaben englischer Firmen als bare Münze anzunehmen und neue technische Fortschritte auch für ältere Schiffe schon als vorhanden zu betrachten. Auch wenn es uns gelang, englisches Material zum Vergleich heranzuziehen und den praktischen Gegenbeweis zu liefern, war es doch häufig schwer, in dieser Hinsicht die Front zu überzeugen, sobald eine vorgefaßte Meinung einmal bestand oder eine äußerliche Überlegenheit, z. B. im Kaliber, vorhanden war. So konnten wir z. B. wissenschaftlich und technisch den unumstößlichen Beweis liefern, daß unser Geschütz, Geschosß und Panzermaterial dem englischen überlegen sei. Es wurde darüber oft mit dem Schlagwort, das wären Schießplatzresultate, hinweggegangen, ohne zu bedenken, daß nur auf solchem Wege einwandfreie Vergleiche überhaupt möglich wären. Charakteristisch ist der in einer Denkschrift Admiral v. Ingenohls getane Ausspruch, er hätte erst durch die Kriegserfahrung sich die Überzeugung schaffen können von der ganz außerordentlichen Wirkung der bei uns eingeführten Panzersprenggranaten und ihrer gewaltigen Überlegenheit den entsprechenden englischen Granaten gegenüber. Auf die Konstruktion dieser Panzersprenggranaten hatten wir aber besonders große Mühe und Arbeit gewandt.

Außer der Eigenart dieser vielfach bei uns vorhandenen Denkungsweise muß beachtet werden, daß eine richtige Beurteilung der geschaffenen Seemacht nicht einzelne Lücken herausgreifen darf, sondern das Geschaffene als Ganzes betrachten muß. Lücken mußten selbstverständlich in unserer Seerüstung vorhanden sein, denn um eine Seemacht zu schaffen, bedurfte es der Arbeit einer ganzen Generation, und diese Zeit ist uns vom Schicksal nicht gegeben worden.

Ferner muß berücksichtigt werden, daß unsere Marine, gemessen an den fremden großen Marinen, sich stets in einer Geldbedrängnis befand, die namentlich in den letzten 5 Jahren vor dem Kriege durch die Stellungnahme des Reichskanzlers die Flottenentwicklung im höchsten Grade hemmend beeinflusste. Bei den Etatsaufstellungen dieser Zeit wurde uns jedes Jahr, veranlaßt durch den Reichskanzler, vom Reichsschatzsekretär in energischster Weise mitgeteilt, daß wir nur mit geringen Mitteln rechnen dürften, und deshalb wurden, um zu Etats-

summen zu kommen, über welche überhaupt mit dem Schatzamt verhandelt werden konnte, alle von den verschiedenen Marineteilen einlaufenden Forderungen bei den Vorarbeiten zum Etat aufs äußerste beschnitten. Die Marineverwaltung trat somit bereits mit Minimalforderungen an das Schatzamt heran. Anstatt aber eine Anerkennung für unser Verhalten zu ernten, zwang uns das Schatzamt noch jedesmal sehr erhebliche Verkürzungen des von uns als Mindestmaß bezeichneten Etats auf.

Es handelte sich bei den Verhandlungen mit dem Schatzamt in den letzten Jahren vor dem Kriege nicht um Summen, die finanziell für das Reich wirklich ins Gewicht fielen. 10 Prozent der Militärvorlage von 1913 würden stark fühlbare Bedürfnisse der Marine zu befriedigen imstande gewesen sein. Ich nenne als Beispiel eine gewisse Beschleunigung der Bauten bewilligter Fahrzeuge, die Beschaffung von Heizölvorräten, Verbesserung der artilleristischen Kommandoeinrichtungen der Schiffe, schnellere Verwertung technischer Errungenschaften und ähnliches. Bei der tatsächlichen Geldknappheit, mit der die Marineverwaltung rechnen mußte, und der durch Schatzamt und Reichstag stark genährten Sorge vor Etatsüberschreitungen wird man verstehen können, mit welcher Zurückhaltung über die erreichbaren Mittel disponiert werden mußte, und wie wir stets gezwungen waren, die tunlichst kleinen Übel in den Kauf zu nehmen, die deshalb doch eben Übel blieben. Die verschiedenen Marineteile, welche die verfassungsmäßigen Grundlagen für die Weiterentwicklung der Marine nicht übersehen konnten, schoben die Schuld stets dem Staatssekretär des Reichsmarineamts zu, wenn ihre Forderungen nicht bewilligt wurden, in dem Gedanken, daß gerade ihre spezielle Forderung die unerläßlichste wäre und der Staatssekretär sich dafür hätte einsetzen müssen. Wir standen während des Flottenbaus in der Etatshöhe unter den Großmächten bis 1905 an fünfter Stelle, 1906 (nach dem Ausfall der russischen Flotte) an vierter, von 1907 (bei Frankreichs Zurückbleiben) bis 1912 an dritter, 1913 (nach dem Wiedererstarren des russischen Flottenbaus) wieder an vierter Stelle. So wenig haben wir im „Bettrüsten“ angeführt. Wenn wir auch durch Sparsamkeit und Fleiß die zweitstärkste Flotte schufen, so blieben doch viele Wünsche unerfüllt.

Ich komme nun auf die Vorwürfe bezüglich unseres Materials im einzelnen.

Beim internationalen Wettlauf im Bau der großen Schiffe glaubte ich aus politischen und finanziellen Gründen nicht als der Schrittmacher erscheinen zu dürfen. In großen Änderungen, z. B. dem Übergang zum Dreadnoughtbau und gelegentlich auch der Steigerung im Kaliber, sind wir den Engländern meist erst ein Jahr später gefolgt; trotzdem bin ich der Überzeugung, daß, wenn man die technischen Perioden als Ganzes zusammenfaßt, unser neueres Schiffsmaterial dem der Engländer überlegen war.

Es kommen für große Änderungen noch andere Faktoren in Betracht, die mitbestimmend waren. So hatten wir 1906 nur eine Firma in Deutschland, die obendrein mit englischem Patent große Schiffsmaschinen mit Turbinenbetrieb bauen konnte. Wir mußten uns daher zunächst beschränken, nur die großen Kreuzer hiermit zu versehen, und behielten für das 1906 begonnene Linienschiffsgeschwader die Kolbenmaschinen noch bei, deren Beibehaltung mit der von manchen Kritikern getadelten Turmaufstellung der schweren Geschütze im Zusammenhang steht. Andererseits machte diese Aufstellung ein Feuern nach beiden Seiten möglich, was gewisse taktische Vorteile beim Überflügeltwerden der eigenen Linie infolge zahlenmäßiger Überlegenheit des Gegners, bei einem Stoß gegen die feindliche Linie und bei dem Schiffsgemenge (mêlée) in sich schloß. Wir mußten beim Bau der einzelnen Geschwader mit Rücksicht auf unser Wehrsystem auch stärker auf Gleichartigkeit der einzelnen Schiffe untereinander sehen, um den Austausch der Mannschaften, die Auffüllung mit Reservisten nicht zu schwierig zu machen und den Austausch von Reserveteilen zu erleichtern. Dazu kommt der taktische Vorteil hinzu, den eine solche Gleichartigkeit mit sich bringt.

Was die schwere Artillerie anbetrifft, so blieb sie im Kaliber mit Ausnahme der neuesten Schiffe hinter den englischen zurück. Das konnten wir uns aber zugunsten anderer Vorteile leisten, denn die Durchschlagskraft unserer schweren Geschütze blieb völlig gleichwertig der Durchschlagskraft der Geschütze englischer gleichaltriger Schiffe, und auf diese kam es in erster Linie an. Daß unsere Geschosse nachher im Innern des feindlichen Schiffes wirkten, dafür sorgte ihre Art. Als wir erfuhren, daß die Engländer ihre Geschüßleistungen wieder vermehren wollten, und die Annahme wahrscheinlich wurde, daß sie auch ihre, der unsrigen bisher unterlegene Panzerstärke vergrößern würden, beschlossen wir 1912/13, unter Übergehung eines Zwischenkalibers so-

gleich auf ein so hohes Kaliber zu gehen, daß für das vom Jahre 1913 ab in Bau zu gebende Geschwader wir unter allen Umständen mit unserer Steigerung auskommen konnten, und wählten das 38-cm-Kaliber. In der Tat gingen die Engländer gleichzeitig mit uns zu diesem Kaliber über.

Die nachfolgende, auf amtlichem Material beruhende Tabelle, zeigt die erhebliche Unterlegenheit der englischen Großkampfschiffe in der artilleristischen Durchschlagsleistung. Es ist dabei zu bemerken, daß die auf deutscher Seite vorhandenen Vorteile, wie Größe der Panzerplatten, Qualität des Panzers und des Geschossmaterials nicht berücksichtigt sind.

Es ließen sich dicke Bücher schreiben, um im einzelnen nachzuweisen, wie wir den Vorteil unserer Kruppischen Geschütze über die dicken englischen Drahtkanonenrohre ausgenutzt haben. Laien, die sich für diese Fragen interessieren, möchte ich nur insofern einen Begriff geben, als die Gewichte, die wir bei einem etwas geringeren Kaliber sparen konnten, sehr bedeutend waren, denn jede Vergrößerung übertrug sich sogleich auch auf die Turmkonstruktionen mit ihrem schweren Panzer und fraß Gewichte. Das wäre aber ein Fehler gewesen, wenn — wie tatsächlich der Fall — es für die Durchschlagsleistung unserer Geschütze nicht nötig und nicht von wesentlichem Nutzen war. Denn wir bekamen diese Gewichte nunmehr für andere Zwecke frei. Im Kapitel Flottenbau ist über die Sinksicherheit unserer Schiffe bereits gesprochen worden, wo der Gewichtsaufwand uns große ging. Ich will hier nur einige Vorteile herausgreifen, die wir vor den englischen Schiffen voraus hatten und welche unter anderem durch die rationelle Abmessung unserer schweren Kaliber möglich wurden. Wir hatten einige 100 t anzuwenden für unsere Büchsenkartuschen gegenüber den Seidenzeugkartuschen der Engländer; die Folge war, daß beim Inbrandgehen der Pulverkammern die englischen Schiffe in die Luft gingen, wie die Schlachtkreuzer „Queen Mary“, „Indefatigable“, „Invincible“, während auf „Seydlitz“, auf dem ebenfalls Feuer in die Pulverkammer gelangte, wohl Ausbrennung der betreffenden Pulverkammer und Menschenverluste eintraten, aber keine Explosionen. Einige hundert Tonnen legten wir zur Verstärkung der Schiffshaut noch unterhalb des schweren Wasserlinienpanzers an, um gegen Artillerieunterwassertreffer gemäß unseren Erfahrungen bei Versuchen gegen Schiffsziele besser geschützt zu sein.

Durchschlagsleistung der deutschen und englischen schweren Kanonen bei annähernd gleichaltrigen Schiffen.

Jahr der Stapellegung	Deutschland			England			Die deutschen englischen Geschütze durchschlagen den englischen Panzer bei 60° Auftreffwinkel auf m		Baupolitik	
	Klasse	Kaliber der schweren Artillerie	Panzer mm Gürtelturm	Klasse	Kaliber der schweren Artillerie	Panzer mm Gürtelturm	Gürtel	Drehturm		
1901	Braunschweig	28 cm S. K. L/40	225	Duncan	30,5 cm L/40 M. IX	178	5400	254	2500	3100
1906	Nassau	28 cm S. K. L/45	290	Dreadnought	30,5 cm L/45 M. X	279	6100	279	6100	4100
1908	Dffriesland	30,5 cm S. K. L/50	300	St. Vincent	30,5 cm L/50 M. XI	254	10100	279	8700	6100
1909	Kaiser	"	350	Colossus	34,3 cm L/45	279	8700	279	8700	6100
1910	Kaiser	"	350	Orion (1910/11)	30,5 cm L/45 M. X	305	7300	305	7300	7800
1911/12	König	"	350	Iron Duke	"	305	7300	305	7300	7800
1908	Moltke	28 cm S. K. L/50	270	Indefatigable	"	203	10800	178	11100	6400
1911	Derfflinger	30,5 cm S. K. L/50	300	Tiger	34,3 cm L/45	229	11700	229	11700	9500
1913	Baden	38 cm S. K. L/45	350	Queen Elizabeth	38,1 cm L/45	343	9400	356	8700	7800

Unser vorderer Kommandoturm wog allein 400 Tonnen; er hatte die außerordentliche Panzerstärke von 400 mm, und war so breit, daß man auf beiden Seiten an den Schornsteinen vorbei direkt nach achtern sehen konnte, was für die Gefechtsleitung aus dem Turm von großem Vorteil war. Die Türme, die einen besonderen Turm für die Artillerieleitung umschlossen, hatten direkt schachtartige Verbindung nach den unteren Räumen, besonders nach der Zentralkommandostelle, die sich mittschiffs unter Wasser befand und in einem Mittelgang endete, der die elektrischen Verbindungen in absolut schußsicherer Lage enthielt. Unsere Einrichtungen für Nachtgefecht waren hoch entwickelt. In der Nacht nach der Schlacht vom Skagerrak erwiesen sich die englischen Vorkehrungen im Vergleich dazu geradezu jämmerlich, wie mir ein befreundeter Offizier erzählt hat. Vollwertige ausgedehnte Mittelartillerie, hinter Panzer stehend und durch Traversen geschützt, hatten wir entgegen der englischen Flotte auf allen großen Schiffen. Die Schiffstorpedoarmierung unserer großen Schiffe war besonders stark. So hatten unsere Linienschiffe 6—7 Torpedorohre unter Wasser. Bei durchgeschlagener Schlacht hätte diese Stärke allein die Entscheidung herbeiführen können. So könnte ich noch vieles anführen. Es handelt sich hier um ein Gebiet, das nur mit einem großen geschulten Geschäftsapparat und unter Zuhilfenahme zahlreicher Spezialisten übersehen und bearbeitet werden kann. Die angeführten Beispiele reichen aber wohl für den Zweck aus. Sie zeigen auch genügend, mit welchem Verständnis diejenigen gewerbsmäßigen Marineschriftsteller, die in jetziger Zeit sich einen Gewinn durch Schmähungen verschaffen und ihre Unterlagen meist nur von mißvergnügten Subalternen haben, einem solchen Gebiet gegenüberstehen.

Hinsichtlich der Kleinen Kreuzer ist der Vorwurf erhoben worden, daß dieselben zu leicht armiert gewesen seien. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir von dieser Schiffsklasse nur jährlich zwei auf Stapel legen konnten — das Flottengesetz hatte ursprünglich drei Kreuzer vorgesehen, der dritte Kreuzer wurde seinerzeit vom Reichstag abgelehnt —, während die Engländer, ihren transatlantischen Bedürfnissen entsprechend, das dreis- oder vierfache an Zahl pro Jahr auf Stapel gelegt hatten. Dieser Umstand ermöglichte auch den Engländern, im Kriege stets kleine Kreuzer der modernsten Art unseren Kreuzern, bei denen auch ältere Jahrgänge verwendet werden mußten, entgegenzustellen.

Unsere kleinen Kreuzer mußten ferner sowohl für Auslandsdienst wie auch für die heimischen Gewässer eingerichtet werden; wir legten deshalb besonderen Wert auf eine hohe Geschwindigkeit. Diejenigen englischen kleinen Kreuzer, die mit 15-cm-Geschützen armiert waren, waren unseren gleichaltrigen kleinen Kreuzern an Geschwindigkeit unterlegen. Die „Karlsruhe“ hat davon hervorragenden Gebrauch gemacht. Da ihre Aufgabe nicht das Gefecht war, so entzog sie sich mit leichter Mühe ihren Gegnern; sie war zu ihrer Zeit das schnellste Schiff auf dem Atlantik. Wenn man auf das Gefecht und den Verlust der „Emden“ exemplifizieren will, so muß berücksichtigt werden, daß das englische Schiff um vier Jahre jünger und um etwa 2000 t größer war als die „Emden“, einen Vergleich also nicht gestattet. Die „Emden“ war bei ihrem letzten Gefecht insofern noch besonders im Nachteil, als ein erheblicher Teil der Geschützmannschaften unter dem Ersten Offizier, Kapitänleutnant v. Mücke, und zwei anderen Offizieren behufs Zerstörung der Funkstation an Land detachiert und daher bei dem Gefecht nicht anwesend waren.

Solange nun die Schußdistanzen der Torpedos geringere waren, also bis etwa 1910/11, und die Torpedoboote daher, um zum Schuß zu kommen, auf nähere Distanzen heranzufahren mußten, reichte das 10-cm-Geschütz der kleinen Kreuzer in seiner Wirkung nicht nur zur Bekämpfung feindlicher Torpedoboote aus, sondern war einem Geschütz wie die 15 cm hierin insofern überlegen, als es in größerer Anzahl an Bord gegeben werden konnte und eine größere Feuergeschwindigkeit als das größere Kaliber besaß. Was die Wirkung gegen feindliche kleine Kreuzer anbetrifft, so blieb sie allenfalls genügend bis zu dem Zeitpunkt, in welchem man dem kleinen Kreuzer einen Seitenpanzer gab. Für die Verwendung der kleinen Kreuzer im Auslande erschien freilich schon früher ein größeres Kaliber erwünscht. Die Interessen der heimatischen Kriegführung, welche, so wie unsere Verhältnisse lagen, die ausschlaggebenden bleiben mußten, standen nunmehr in einem größeren Gegensatz zur Verwendung im Auslande. Ich habe daher bereits seit 1910 Vorentwürfe für kleine Kreuzer mit schwererer Armierung durcharbeiten lassen. Im Jahre 1911 habe ich das Flottenkommando um Stellungnahme über diese Frage aufgefordert und ihm Extramunition bewilligt, um die Kaliberfrage an praktischen Versuchen zu studieren. Der Erfolg war, daß sowohl das Flottenkommando unter Admiral

v. Holzendorff wie der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe sich für Beibehalten des 10-cm-Geschüzes als Einheitskaliber für die kleinen Kreuzer aussprachen. Der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe betonte hierbei die dadurch ermöglichte größere Geschützanzahl unter Beibehaltung der geringeren Dimensionen der kleinen Kreuzer, was für ihre Eigenschaft als Anti-Torpedobootschiffe als Vorteile anzusehen sei. In der Tat waren die Engländer wohl aus ähnlichen Gründen von den nur mit 15-cm-Geschützen bewehrten kleinen Kreuzern zurückgegangen auf solche der Arctusa-Klasse, welche mit 10 cm als Hauptarmierung und je einem 15 cm an Bug und Heck bewehrt waren. Gegen eine Armierung mit zwei Kalibern, die ich ebenfalls zur Erwägung gestellt hatte, hatten sich alle Sachverständigen und Kommandostellen ausgesprochen. Trotz dieser Vorgänge und der damit verbundenen finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten habe ich mich in den ersten Monaten des Jahres 1912 aus eigener Initiative entschlossen, eine Kaliberänderung auf unseren kleinen Kreuzern vorzunehmen, und da wir zur gleichen Zeit erfuhren, daß die größere Sorte der englischen kleinen Kreuzer einen Wasserlinienschutz durch Seitenpanzer erhielt, waren wir meiner Ansicht nach genötigt, als Mindestkaliber für die kleinen Kreuzer gleich auf das 15-cm-Geschütz zu gehen, da geringeren Kalibern genügend panzerbrechende Wirkung nicht gegeben werden konnte. Bei dem hierüber stattfindenden Immediatvortrag Anfang Mai 1912 ging der Kaiser entsprechend der Ansicht des Flottenkommandos zunächst auf diese Änderung nicht ein; er meinte, die Schiffe würden zu groß, und ein Geschütz wie das 13 cm der Armee genüge; ich möge diese Frage studieren. Da eine Änderung des Kalibers aber notwendig geworden war und nach von mir eingezogenen Erkundigungen das 13-cm-Armeegeschütz nicht ausreichte, so gab ich noch im Monat Mai den Auftrag, in die Konstruktion eines kleinen Kreuzers mit 15 cm einzutreten. Ende September 1912 genehmigte Seine Majestät den inzwischen fertiggestellten Entwurf für den kleinen Kreuzertyp mit 15 cm des Etatsjahres 1913. Einer dieser Kreuzer, „Wiesbaden“, fand in der Schlacht von Skagerrak ein ruhmvolles Ende.

Betreffs unserer Torpedoboote wurde geklagt, daß dieselben nicht genügenden Heizvorrat hätten. Wir hatten hierbei mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß unsere Kohle nicht dasselbe leistete wie die englische Torpedobootskohle, und wenn wir uns auch einen kleinen Vorrat

englischer Kohle für unsere Torpedoboote beschafft hatten, so war es doch unmöglich, für einen längeren Krieg ausreichende Mengen englischer Kohle auf Lager zu halten. Auch bezüglich der Verwendung von Heizöl als Brennmaterial, waren wir mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Beschaffung in großem Nachteil gegen England, das völlige Freiheit in dieser Hinsicht besaß. Da wir nicht annähernd genug eigene Quellen besaßen, so waren wir gezwungen, Kriegsvorräte uns zu halten. Für die großen Schiffe war das zunächst unmöglich. Ausgaben von hunderten von Millionen wären erforderlich gewesen; aber selbst für Torpedoboote mußten wir uns zunächst eine Zurückhaltung auferlegen. Im Jahre 1912 waren wir aber doch genötigt, zur reinen Ölfeuerung bei Torpedobooten überzugehen, weil wir die erforderlichen Fahrleistungen mit Kohle nicht mehr erreichen konnten. Wir taten das mit dem Bewußtsein, daß wir mit dem Wegfall der Kohlenbunker einen ganz erheblichen Teil der Sink- und Feuersicherheit der Torpedoboote aufgaben. Die Engländer waren früher schon zur reinen Ölfeuerung übergegangen, waren aber in den letzten Jahren gelegentlich auf die Kohle als Heizmaterial zurückgekommen, weil die Betriebskosten mit Heizöl ihnen zu groß geworden waren. Man sieht daraus, daß auch die Engländer, die in ganz anderer Lage sich befanden als wir, bis kurz vor dem Kriege in dieser Frage geschwankt hatten.

Einen anderen Weg, die Dampfstrecke der Torpedoboote zu vermehren, bot die Vergrößerung des Displacements, aber gerade die Front (Flotte und Torpedoinspektion) drängte noch in den Jahren 1909 und 1910 auf eine Verkleinerung der Boote, weil sie der Ansicht war, daß größere Boote für die Verwendung in der Schlacht, namentlich beim Durchbrechen der Linien, zu schwer zu handhaben seien. Auf dringendes Verlangen habe ich im Jahre 1910 den Vorschlag des Inspektors des Torpedowesens nachgegeben, eine Serie von Torpedobooten mit geringerem Displacement und dementsprechend geringerem Kohlenvorrat bauen zu lassen, nachdem die Torpedoinspektion, welcher die Konstruktion und Beschaffung der Torpedoboote oblag, die Versicherung abgegeben hatte, daß die Dampfstrecke dieser Boote mit Hilfe stärkerer Ölverwendung sich nicht verringern würde. Diese Zusage der Inspektion ist nicht in Erfüllung gegangen, und im Jahre 1912 sind wir deshalb auf Boote größeren Typs wieder zurückgegangen. Eine wesentliche Vermehrung der Dampfstrecke konnte für Torpedoboote nur er-

reicht werden, wenn auch das Displacement eine wesentliche Erhöhung erfuhr. Bei unseren Flottenmanövern in der Ost- und Nordsee war das Bedürfnis für solche Vermehrung der Dampfstrecke wenig in die Erscheinung getreten. Erst die Zurückhaltung der englischen Flotte während des Krieges und die sich daraus ergebende Möglichkeit, an der englischen Küste schlagen zu müssen, ließ das Bedürfnis einer wesentlich erhöhten Dampfstrecke stark in die Erscheinung treten. Wir hatten nach Kriegsausbruch eine Anzahl für Argentinien in Deutschland gebauter Boote übernommen. Diese Boote waren für den Atlantik bestimmt und sehr viel größer als die Boote unseres Typs; sie hatten etwa ein Displacement von 1800—2000 t. Man sieht, ganz abgesehen von der finanziellen Frage, daß das ganze Torpedobootswesen damit auf eine andere Basis gestellt wird; aus den Torpedobooten werden auf Kosten der Anzahl gewissermaßen Torpedoschiffe, die selbstverständlich auch eine Vermehrung der Artillerie beanspruchen. In der Schlacht vor Skagerrak waren sowohl diese großen, ehemals argentinischen Boote als auch Boote unseres eigenen Typs beteiligt. Wie mir berichtet wurde, haben sich für die Tageschlacht die Boote unseres Typs als geeigneter erwiesen.

Typenfrage und taktische Zusammenstellung waren für kleine Kreuzer und Torpedoboote 1912 in ein neues Stadium eingetreten. Bei der bisherigen Ausführung des Flottengesetzes hatten wir uns auf einen einzigen Kreuzertyp beschränkt, der für Auslandsdienst und zugleich für die heimischen Gewässer dienen mußte. Wir waren hierzu genötigt, weil die geringe Zahl der Schiffe dieser Art, über die wir verfügten, einen Austausch für beide Zwecke erforderlich machte. Als wir dann, wie vorher ausgeführt, zu einer erheblichen Vergrößerung der kleinen Kreuzer übergehen mußten, verloren diese dadurch wesentlich von ihrer Eigenschaft als Anti-Torpedowaffe: sie wurden für diesen Zweck zu groß und zu kostbar, und die Geschwindigkeit konnte nicht mehr als die Grundbedingung ihrer Konstruktion genommen werden. Um zwei verschiedene Typen bauen zu können, hätten wir mehr als zwei Schiffe pro Jahr bauen, also eine Gesetzesänderung vornehmen müssen. Das verbot sich indessen von 1912—1914 sowohl durch die politischen Verhältnisse als namentlich durch die Beschränkung in den Geldmitteln, welche uns aufgezwungen wurde. Der Weg, den wir daher in Erwägung genommen hatten, war eine gewisse Rückkehr zu dem Prinzip, welches

wir in den ersten vierzehn Jahren unseres Torpedowesens hatten, als wir noch kleine Torpedoboote bauten, nämlich jeder Torpedobootsflotille ein größeres für sie passendes torpedobootsartiges Geleitzfahrzeug mitzugeben. Da die Torpedoboote und ihre Organisation — weil nicht auf historischer Typengrundlage beruhend — im Flottengesetz selbst nicht festgelegt waren, so hätten wir diesen Weg ohne weiteres betreten können, sobald die Mittel für die Marine reichlicher flossen. Eine kleine, aber in keiner Weise ins Gewicht fallende Lücke ist hierdurch in unserer Wehrmacht entstanden, die sich aber bei Vollendung des Flottengesetzes von selbst geschlossen hätte. Dies um so leichter, je deutlicher der Nutzen unseres erweiterten Auslandsdienstes weiteren Kreisen fühlbar geworden wäre. Die hier berührte Frage war vor dem Kriege im ganzen noch nicht reif und hätte für die heimische Kriegführung taktischer Erprobung bedurft, ehe wir in größerem Umfang ihre Lösung in die Hand nahmen.

2

Nun dürfte noch auf die namentlich von fortschrittlicher Seite erhobenen Vorwürfe, die Marineverwaltung hätte unter meiner Leitung die Entwicklung der Unterseeboote nicht genügend gefördert und die Bedeutung derselben nicht erkannt, insoweit einzugehen sein, als diese Vorwürfe nicht schon in der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages vom Frühjahr 1917 eine amtliche und von allen Parteien anerkannte Widerlegung gefunden haben.

Beim Ausbruch des Krieges standen wir bezüglich der Ubootswaffe an der Spitze aller Marinen.

Was die technische Entwicklung des Ubootstyps und die Zahl hochentwickelter Uboote anlangt, so war dieser Erfolg erzielt worden, weil wir, entsprechend unseren Erfahrungen bei der Entwicklung der Torpedowaffe auch bei den Ubooten systematisch vorgingen und weil wir von Anfang an grundsätzlich ihre Fernverwendung als Ziel nahmen. Uboote, die nur für den Hafen und engere Küstenverteidigung dienen konnten, hatten für Deutschland bei seinen bisherigen Küstenverhältnissen keine wesentliche Bedeutung.

Abgesehen von einer großen Reihe von technischen Unterfragen war es vornehmlich der Motor, von dem die Entwicklung des Ubootes für die Fernverwendung abhängig war. Je stärker und besser der Motor,

je mehr näherten wir uns der Fernverwendung und haben wir uns daher mit aller Kraft auf dessen Entwicklung geworfen.

Zur Gewinnung eines geeigneten Motors wurde nach dem Abschluß der Erprobungen von „U 1“ im Beginn des Jahres 1908 eine Konkurrenz der leistungsfähigsten Motorfirmen auf den Bau eines 850 pferdigen Motors ausgeschrieben. Es wurden hierzu Verträge geschlossen mit M. A. G. Augsburg, M. A. G. Nürnberg, Germaniawerft Kiel, Körting Hannover, Fiat Turin. Wir hatten mit dem Körtingschen Motor bei U 1 schon erhebliche Leistung erzielt, und es war anzunehmen, daß auch stärkere Maschinen dieser Art betriebsfähig werden würden. Beschaffungen von Ubooten dieser Art in großem Maßstabe zu diesem Zeitpunkt zu machen, wäre aber ein Fehler gewesen, denn einmal waren damals eine Reihe von anderen Ubootelementen noch nicht reif und bedurften notwendiger Weiterentwicklung, um unseren Zwecken zu genügen. Auch kannten wir nicht die Einwirkung erheblicher Bootsvergrößerung auf die Taucheigenschaften. Vor allem aber hätte der Körtingmotor selbst uns kein für den Krieg voll brauchbares Uboot für Fernverwendung verschafft, weil die Sichtbarkeit der Boote durch Rauchentwicklung am Tage und Feuererscheinung bei Nacht zu groß war. Trotzdem haben wir uns nicht abhalten lassen, um die Entwicklung aller übrigen Ubootelemente nicht zum Stehen zu bringen, und in den nächsten Jahren im ganzen 17 Uboote mit Petroleummotor beschafft. Wie töricht der von demokratischer Seite gemachte Vorwurf ist, wir hätten in diesen Jahren Massenbestellungen von Ubooten versäumt und hätten uns dadurch einer großen Chance für den Weltkrieg begeben, erhellt, ohne auf die sonstigen Unmöglichkeiten eines solchen Vorgehens einzugehen, am besten aus der traurigen Tatsache, daß im Kriege unsere Petroleumboote in kurzer Zeit ein Opfer des Feindes wurden und wir die beiden letzten Boote dieser Art, welche übrig blieben, wegen ungenügender Kriegsbrauchbarkeit aus der Frontverwendung zurückzogen. Wären wir diesem Entwicklungsweg gefolgt, so hätten wir nie mit Aussicht auf Erfolg einen Ubootskrieg führen können.

Statt dessen haben wir alles getan, um neben dem Petroleummotor andere Motoren zu entwickeln, von denen der Dieselmotor zunächst die meisten Aussichten bot. Es gelang mit diesem, eine voll brauchbare Ubootmaschine zu bauen, mit der von U 19 an bzw. von 1911 ab unsere Uboote versehen wurden. Die solchen technischen Neuerungen

anhaftenden sogenannten Kinderkrankheiten wurden aber doch erst 1913 ganz überwunden, zu einer Zeit also, wo wir schon eine große Anzahl von Booten mit Dieselmotoren teils fertig, teils im Bau hatten.

Als der Krieg ausbrach, waren wir somit in der Lage, für die mobilisierungsmäßig telegraphisch zu bestellenden sogenannten M. S.-Boote einen voll kriegsbrauchbaren, materiell für Fernverwendung geeigneten Bootstyp zu besitzen. Im Juli 1914 waren fertig 28 Boote, im Bau begriffen 17, im ganzen 45 Boote. Das große Ubootressort in Wilhelmshaven sowie das Zweigressort in Helgoland, zu deren Herstellung ein ganzes Jahrzehnt erforderlich war, kamen der Vollendung nahe, waren im Anfang des Krieges aber noch nicht voll verwendungsfähig.

Vom technischen und materiellen Standpunkt hätte im ganzen nach Lage der Entwicklung des Ubootes für Fernverwendung und der für Hafen- und Werftbauten erforderlichen Zeit ein wesentliches Mehr bis zum Sommer 1914 nicht geschaffen werden können. Die Zahl der fertigen Boote wäre erheblich höher gewesen (41 statt 28), wenn die Industrie in der Lage gewesen wäre, ihre Zusagen, die sie vertraglich gemacht hatte, zu halten. Die von mir im Jahre 1912 in Auftrag gegebenen Boote U 31—41, welche die Hauptverstärkung der Ubootflottillen auf Grund der Ubootnovelle 1912 bilden sollten, sollten vom 1. Oktober 1913 beginnend bis 1. August 1914 abgeliefert sein. Da es der Germaniawerft nicht möglich war, den von ihr gebauten Zweitaktmotor betriebsfähig zu bekommen, erlitten diese 11 Boote eine Verzögerung von fast 1½ Jahren; es fehlten also nicht nur die Boote, sondern auch die Besatzungen waren auf diesen Booten nicht eingefahren, es fehlten die Erfahrungen, die man vom 1. Oktober 1913 ab hätte sammeln können, und außerdem belegten diese Boote noch dazu die Germaniawerft, die infolgedessen nicht genug aufnahmefähig für die bei der Mobilmachung in Auftrag zu gebenden Boote war. Auf der Werft Danzig war die Bauverzögerung von U 29, U 30 nicht so groß, die beiden Boote kamen noch im Herbst 1914 in die Front.

Dieser Ausfall der modernsten Bootserie U 31—41 ist von schwerwiegendster Bedeutung; schuld daran war, daß die beteiligten Firmen nicht imstande waren zu erfüllen, was sie in Aussicht gestellt hatten. Die Ubootherstellung steckte eben noch in den Kinderschuhen. Hierin liegt auch einer der Nachweise, daß wir im Frieden gar nicht mehr Boote hätten beschaffen können als tatsächlich geschehen ist.

Die Beurteilung der Ausnutzung der materiellen Leistungsfähigkeit unserer Uboote für die militärische Verwendung war Juli 1914 noch nicht abgeschlossen. Vor dem Jahre 1912 gingen die Ansichten vielfach dahin, daß die Menschen nicht wesentlich länger als drei Tage würden aushalten können. Die Feststellung dieser Frage wurde mit aller Energie, aber der Menschen wegen doch mit einer für den Friedenszustand erforderlichen Vorsicht betrieben. Zunächst wurden einzelne Boote für Dauerfahrten angesetzt. Im Winter 1912/13 wurde die ganze Flottille in die Nordsee geschickt mit der Aufgabe, nach einem Anmarsch von 300 Seemeilen (Helgoland—England) so lange wie möglich draußen ihre Station angriffsbereit zu halten. Sie blieben 11 Tage draußen. Bei diesen Übungen wurden eine Reihe von möglichen Verbesserungen ermittelt, deren Einführung eine erhebliche Verlängerung dieser Zeit möglich machen konnten. Die hierfür erforderlichen Einrichtungen wurden sofort angeordnet und haben im Kriege ihren Erfolg bewiesen. Die Kriegserfahrungen haben dann weitere Verbesserungen an den Booten gebracht. Die Verbesserungen und Ausrüstungen ändern aber nichts an der Tatsache, daß unsere großen, auf weite Entfernungen entsandten Uboote lediglich aus dem Bootstyp bestanden, der vor dem Kriege vorhanden war. Erst im Jahre 1918 traten größere Boote eines neuen Typs hinzu.

Als im August bzw. September 1914 die Möglichkeit nahe rückte, Boote mit geringer Fernverwendung von Flandern aus gegen England zu verwenden, wurden kleine und später mittelgroße Uboote konstruiert und in großer Zahl in Bau gegeben. Für die ersten dieser Boote waren kleine Barkass-Motoren verwendungsfähig und bei einer größeren Zahl von Firmen beschaffbar. Im März 1916 waren im ganzen 147 Boote im Bau, die noch in demselben Etatsjahr zur Ablieferung kommen sollten.

Das war die oberste Grenze der damaligen Leistungsfähigkeit unserer Industrie. Für die spätere Zeit fehlt mir die erforderliche amtliche Übersicht.

Ein Vergleich der Entwicklung der Uboote in England und deren Bestand bei Ausbruch des Krieges ergibt folgendes:

In England waren 1906 nur kleine Uboote mit Motoren für Leichtöle als Hafens- bzw. enge Küstenboote gebaut worden, von denen nur eines, und zwar B 11, während des Krieges überhaupt in die Erscheinung getreten ist. Dieses Boot war nach Tenedos vor den Dardanellen ohne

Besatzung hingeschleppt worden, arbeitete also von einer nahen Basis aus. Im Jahre 1906 begannen Versuche mit Booten für größeren Aktionsradius. Es entstanden die Boote der englischen C-Klasse, von denen eine größere Zahl gebaut worden sind. Diese sind aber zur Fernverwendung noch nicht geeignet gewesen. Erst die Boote vom Etatsjahr 1910 an konnten Motoren von 800 P.S. für die Verwendung auf größere Entfernung erhalten. Der Motor war nach Dieselscher Art konstruiert. Es waren die E-Boote. Von diesen wurde im Juli 1914 das siebente Boot in Dienst gestellt, und diese englischen E-Boote kommen beim Vergleich mit uns eigentlich allein in Betracht. Wohnräume waren in denselben nicht vorhanden und fehlten auch noch bei den während des Krieges gebauten Booten mindestens bis zu den 50 Nummern herauf. Ihr Aufenthalt in der deutschen Bucht war Ende 1914 auf vier Tage, später auf sechs begrenzt; das ergibt eine Beurteilung ihrer Verwendungsfähigkeit für Fernzwecke. Einige derselben gingen nach Rußland, sie wurden bis zum Kattegatt begleitet, um dort den Brennstoff aufzufüllen. Wie wir später in Helsingfors, wo sie vor der Einnahme durch unsere Truppen 1918 versenkt wurden, erfahren haben, waren ihre Motoren sehr unzuverlässig und „plakten so oft wie die russischen“.

Es standen somit beim Ausbruch des Krieges 7 englische Uboote für Fernverwendung gegen 10 deutsche Boote in hoher Vollendung gegenüber. Wie vollkommen kriegsmäßig durchentwickelt unser Bootstyp war, zeigt der Umstand, daß diese Boote den ganzen Krieg über allen Anforderungen genügt haben und bis zuletzt mit bestem Erfolg verwendet werden konnten. Diesen Anspruch kann kaum irgendeine andere Waffe der Armee oder Marine für ihre Friedenskonstruktionen machen. Die Zahl unserer Boote wäre das Doppelte gewesen, wenn die versprochenen Lieferungsfristen von den Baufirmen innegehalten worden wären. Wenn man die von 1906 bis 1909 inkl. in England gebauten Uboote hinzurechnet und sie gleichstellen will gegen unsere in derselben Zeit gebauten größeren und höher entwickelten Petrolboote, so ergibt sich für England: 7 plus 10 gleich 17 Boote gegen Deutschland: 10 plus 15 gleich 25 Boote. Das wichtigste bleibt der Umstand, daß wir ein voll kriegsbrauchbar entwickeltes Uboot für Fernzwecke erprobt und fertiggestellt hatten, dasselbe einfach nachbauen konnten und besondere Versuche hierfür nicht mehr notwendig waren.

Noch wesentlich ungünstiger stellt sich für Frankreich ein Vergleich

mit unserem Stand. Hierfür liegt ein einwandfreies Material vor in dem Ausschußbericht der französischen Kammer vom Juli 1915 und März 1916. Danach hatte die Firma Augsburg 1907 den ersten brauchbaren, freilich kleinen Dieselmotor für Frankreich geliefert. Als Frankreich im Jahre 1910 zu Booten von größerem Aktionsradius übergehen wollte, stieß man bei der Konstruktion der hierfür erforderlichen größeren Motoren auf solche Schwierigkeiten, daß man angesichts solcher Fehlschläge sich entschloß, zu Dampfmaschinen trotz deren Nachteile zurückzukehren. Man war der Ansicht, daß es besser wäre, ein unvollkommenes Uboot mit Dampftrieb zu besitzen als gar keins. Diese Boote waren 1915 noch nicht fertig, als man ihren Bau unterbrach, um wieder zu dem Einbau von Dieselmotoren zurückzukehren. Nach Angabe des Marineministers sei bei den Dampfbooten, abgesehen von ihrer schlechten Tauchfähigkeit und großen Sichtbarkeit, die Erstickungsgefahr für das Personal zu groß.

Noch im Jahre 1916 war es den Franzosen nicht geglückt, einen einwandfreien größeren Dieselmotor herzustellen. Creusot, die wichtigste französische Motorenfirma, hatte noch im Jahre 1916 einen dieser größeren Motoren zum 40. Male vergebens in Betrieb genommen.

Es ergibt sich mithin, daß Frankreich beim Ausbruch des Krieges und in den ersten Jahren desselben überhaupt keine kriegsbrauchbaren Uboote für Fernverwendung besaß.

Nach diesem Vergleich kann es nicht wunder nehmen, daß die Engländer auf Grund der französischen und ihrer eigenen Erfahrungen es für unmöglich hielten, daß unsere Uboote bis in die Irische See gehen konnten, und daß sie daher annahmen, wir hätten versteckte Versorgungsschiffe oder geheime Stützpunkte an ihren Küsten. Mein Verwalter in Sardinien wurde eingesperrt, weil er im Verdacht stand, einen solchen Stützpunkt zu unterhalten. Amerika besaß noch bei erfolgter Kriegserklärung gegen uns keine Uboote für Fernverwendung.

Die vorstehenden Angaben liefern den Beweis, daß wir beim Ausbruch des Krieges quantitativ und qualitativ hierin nicht nur an der Spitze der Marinen standen, sondern mit unseren Ubooten mehr leisten konnten als alle unsere Gegner zusammengenommen. Mit dieser Tatsache vergleiche man die planmäßig verbreitete Lüge von der Vernachlässigung der Ubootswaffe.

Bei der Erprobung der Uboote in militärischer Beziehung trat er-

schwerend in Erscheinung, daß die Gesamtentwicklung der Marine nicht von einer Stelle geleitet werden konnte. Eine Befehlsgewalt über Kommandostellen besaß der Staatssekretär nicht. Selbst bei technischen Versuchen war er auf den guten Willen der Kommandos angewiesen. Verständlicherweise widerstrebten die Frontkommandos allen Erprobungen für Zwecke der Weiterentwicklung der Uboote. Das Flottenkommando verlangte, da immerhin schon eine gewisse Leistung vorlag, die Boote für gemeinschaftliche Übungen mit der Flotte selbst; es sah die Uboote hauptsächlich als Hilfskräfte der Hochseeflotte an und verwendete sie zu Sicherheitsgürtel- und Aufnahmestellungen. Die Aufgaben, welche Fernunternehmungen darstellten, traten demgegenüber in den Hintergrund, sie wurden jedoch in einzelnen Fällen auch dargestellt, und auch theoretische Arbeiten hierüber wurden ausgeführt.

Der Krieg, die Laten von Weddigen, Herzing und anderen brachten die wahre Natur dieser neuen Waffe aber bald zur Geltung. So kam es, daß schon im September 1914 der Gedanke, die Uboote zum Kampf gegen den feindlichen Frachtraum zu verwenden, ernstlich in Erwägung gezogen wurde. Wenn diese Art der Fernverwendung vor dem Kriege nicht in dem Vordergrund der militärischen Überlegungen gestanden hatte, sondern nur die Verwendung der Uboote gegen feindliche Seestreitkräfte, so ist zu berücksichtigen, daß wir vor 1914 über das mögliche Maß der Fernverwendung noch kein ganz vollständiges Urteil hatten; vor allem aber ist zu bedenken, daß der vollständige Bruch Englands mit den Festsetzungen der Londoner Deklaration und der Pariser Konvention von 1856 wohl für möglich gehalten, aber doch nicht in dem Maße erwartet wurde, als er nachher tatsächlich eintrat.

Um diese künstlich verdunkelte Angelegenheit auch dem Laien klarzumachen, fasse ich die Hauptgesichtspunkte in kurzen Sätzen zusammen.

1. Uboote, welche nur auf kurze Entfernungen, also nur in der Nähe der Küste verwendet werden konnten, hatten für Deutschland weder politischen noch militärischen Wert. Wir sind daher mit Überspringung dieser Periode sofort auf die Entwicklung von Hochsee-Ubooten ausgegangen.
2. Die Bedeutung des Hochsee-Ubootes ist von uns voll erkannt, seine Entwicklung so schnell und energisch betrieben, als technisch und für die Sicherheit des Personals möglich war.

3. Sobald das Hochsee-Uboot kriegsbrauchbar war, haben wir tatsächlich so viel im Frieden beschafft, als unsere Industrie leisten konnte, wovon mein Nachfolger im Frühjahr 1917 den Haushaltsausschuß des Reichstages unwiderleglich überzeugt hat.
4. Beim Ausbruch des Krieges standen wir mit unseren Ubooten qualitativ und quantitativ, trotz unserer sonst beschränkten Flotte, an der Spitze aller Nationen.
5. Die militärische Verwendung und die Dauer derselben mit bezug auf die Besatzung konnte erst in die Hand genommen werden, nachdem das Hochsee-Uboot tatsächlich vorhanden war.
6. Da letzteres erst verhältnismäßig kurze Zeit vor dem Kriege der Fall war, konnte bei Beginn des Krieges der Umfang seiner Verwendungsmöglichkeit nicht vollkommen übersehen werden.
7. Unsere Feinde waren völlig überrascht über die bei unseren Ubooten zutage tretende Leistung. Diese Überraschung hätte kriegsentscheidend werden können, sie gab uns eine besondere, aber zeitlich begrenzte Chance in die Hand.
8. Die Leitung unserer Hochseeflotte legte im Frieden und im Anfang des Krieges größeren Wert auf die Verwendung der Uboote zur Unterstützung des Flottenkampfes selbst in der Art von vorgeschobenen Linien, die als Minensperren wirken sollten. Das Reichsmarineamt dagegen betrieb von Anfang an die Fernverwendung.
9. Für die Fernverwendung kam in Betracht Verwendung gegen feindliche Kriegsschiffe und Handelskrieg.
10. Selbstverständlich waren für letzteren auch ähnliche Erwägungen von uns angestellt, wie sie von Percy Scott und in romanhafter Weise von Conan Doyle erzählt werden, der mit vier Ubooten England vernichten wollte.
11. Zweck hatten eingehendere Erwägungen aber erst, wenn die Uboote personell und materiell ihre volle Hochseefähigkeit und das Maß derselben erwiesen hatten.
12. Letzteres konnte mit Rücksicht auf das tatsächliche Stadium des Ubootes erst während des Krieges selbst geschehen, größtenteils, weil die Verbesserungen für die Aushaltfähigkeit der Besatzungen erst kurz vor dem Kriege hatten angeordnet werden können.
13. Als wir im Verlauf des Krieges verhältnismäßig bald ein ausreichendes Urteil hierüber erlangten, trat die völkerrechtlich und auch

militärisch schwierige Frage in den Vordergrund, wie der Handelskrieg zu führen sei.

14. Diese Frage war noch nicht genügend ausgereift, als wir die Kriegsgebietserklärung am 4. Februar 1915 gegen mein Votum, aber mit Zustimmung des Kanzlers erklärten.
15. In der Marine waren wir zur Überzeugung gekommen, daß ein Uboots-Handelskrieg auf die Dauer nur wirksam zu führen sei, wenn die Uboote auch ohne Warnung torpedieren durften. Dieser Grundsatz schloß gewisse Konzessionen an die Neutralen keineswegs aus.
16. Für den Uboots-Handelskrieg gab es bei dem bestehenden und bisher streng von uns innegehaltenen Seerecht keine Vorgänge.
17. Als England rücksichtslos alle Grundsätze des alten Seerechts brach durch eine gegen dessen Bestimmungen ausgeführte Blockade und durch Belegen der freien Nordsee mit Minen, und Amerika dieses Vorgehen hinnahm, praktisch also ein Seerecht „adapted to the conditions of modern warfare and commerce“ billigte, erwuchs uns zweifellos ebenfalls das formale Recht, gleiches mit gleichem zu vergelten. Das konnten wir mit den Ubooten.
18. Aber nicht nur dieses formale Recht besaßen wir, sondern auch das Selbsterhaltungsrecht einer hungernden und um ihre Existenz kämpfenden Nation gab uns das Naturrecht.
19. Sowohl das formale wie das natürliche Recht mußte, nachdem die Kriegsgebietserklärung einmal ausgesprochen war, von unserer Reichsleitung der ganzen Welt gegenüber mit nachdrücklicher Bestimmtheit vertreten werden.
20. Militärisch wurde der Uboots-Handelskrieg wichtig, sobald der Schwerpunkt der Entscheidung nicht im Flottenkampf gesucht wurde bzw. nicht mehr gesucht werden konnte, denn sobald der Ubootskrieg Hauptkampfmittel wurde, mußte unsere an sich unterlegene Flotte mehr zurückgehalten werden, weil nur durch ihre Anwesenheit die Ausfahrtsstraßen der Uboote aus unseren Gewässern frei und passierbar gehalten werden konnten.

An dieser Stelle möchte ich noch die Ansicht unseres ersten Ubootsfachverständigen, der seit Beginn der Ubootswaffe angehört, Kommandant von U 1 war, die Ubootskommandanten ausgebildet hat, zahlreiche Uboote persönlich abnahm und erprobte und als Führer der Uboote in

Flandern den Orden Pour le mérite erhielt, mit dessen Erlaubnis wiedergeben. Sie stammt aus einem Briefe vom Frühjahr 1918, der mir zugänglich gemacht worden ist. Korvettenkapitän Bartenbach ist einer der wenigen Seeoffiziere, welcher durch seine Friedenstätigkeit sich in der Lage befindet, unsere Ubootsentwicklung voll zu übersehen und gleichzeitig die größte Erfahrung des Ubootskrieges erworben hat.

Korvettenkapitän Bartenbach an Admiral z. D. Dick.

Brügge, den 10. April 1918.

Euer Erzellenz,

den gütigen Brief vom 6. 4. will ich, so gut es mir ohne Unterlagen aus dem Aktenmaterial möglich ist, eingehend beantworten. ...

1. a) Die Entwicklung der Ubootswaffe vor dem Kriege.

Wir haben von vornherein nur nach dem Hochsee-Uboot, dem Angriffsboot gestrebt. Es wäre einem nicht von der Notwendigkeit der Hochsee-Eigenschaften der Uboote durchdrungenen Staatssekretär ein leichtes gewesen, sein und der Volksvertretung Gewissen durch den Bau einer großen Anzahl von kleinen Booten für billiges Geld zu beruhigen. Der Großadmiral, der doch weiß Gott mit Geldknappheit an allen Ecken kämpfen mußte, war doch stark in Versuchung gebracht, um sein durch die immer teurer werdenden Linienschiffe, Panzerkreuzer, Torpedoboote (U-Boote) sehr kostspielig gewordenen Flottengesetz durchzuführen, an anderen Ecken zu sparen. Dies hat er bei den Ubooten nicht getan, sondern das militärisch notwendige großzügig vor den Geldpunkt gestellt und damit eine gesunde Grundlage für die Entwicklung gelegt. Beweis: U 21, das imstande war, als gewöhnliches Boot einer Serie nach den Dardanellen zu fahren und die Türkei zu retten, vielleicht den Krieg entscheidend zu beeinflussen, ist im Jahre 1913 nach einer Bauzeit von mehr als zwei Jahren in Dienst gestellt worden. Also schon Ende 1910 war die militärische Erkenntnis dieser Anforderungen in die Tat umgesetzt.

Solche Boote kosteten aber dreimal soviel Geld und viel mehr Arbeit und Zeit, als ein kleines Boot. Man hätte demnach dreimal soviel beschränkt brauchbare Boote, etwa wie die älteren englischen, französischen, russischen, österreichischen, italienischen usw. Boote bauen können. Wir

waren bahnbrechend vorgegangen und standen im Typ des Ubootes im Jahre 1914 an der Spitze.

Es muß jeder Mensch einsehen, daß es ein Beweis für die richtige Einschätzung einer Waffe ist, wenn der Typ so vollkommen wie U 21 den höchsten Anforderungen gerecht wird, an die kein Parlamentarier, kein Zivilist, wohl aber der Großadmiral gedacht hat. Beweis: Als ich mich Anfang Februar 1912 beim Herrn Staatssekretär meldete, war die erste Frage: „Wie lange kann sich eines unserer Uboote vor der Themse aufhalten?“

Diese Frage konnte damals nur ein Seeoffizier stellen, der den Verwendungszweck der Uboote klar vorausah. Dieser Verwendungszweck steht auch als erster Satz in der Verwendungsvorschrift für Uboote, die im Reichsmarineamt, nicht im Admiralstab ausgearbeitet ist, obenan: „Ziel der Unterseebootsausbildung ist die Verwendung an der feindlichen Küste.“

Dahin zielten auch die in den Jahren 1912 und 1913 unternommenen Übungen der Uboote in Seeausdauer. Im Frühjahr 1912 waren 2 Boote in die Ostsee, im Winter 1912 die ganze Flottille in die Nordsee geschickt mit der Aufgabe, nach einem Anmarsch von 300 Seemeilen (Helgoland—England) so lange wie möglich draußen ihre Station angriffsbereit zu halten. Sie blieben damals 11 Tage draußen. Diese Tatsachen widerlegen auch das immer wieder auftauchende Märchen, man hätte vor dem Kriege dem Uboot kaum zugetraut, 24 Stunden in See bleiben zu können. Die Uboote sind bereits 1909 tagelang mit der Manöverflotte mitmarschiert.

Wir hatten alle Ursache, solche Übungen und Erfahrungen vor dem Kriege geheim zu halten. Diese Übungen waren vom Großadmiral als „technischer Versuch“ frisiert befohlen, weil die Front (Flotte, Admiralstab) in der Erkenntnis noch nicht so weit war. Ich meine, diese Tatsachen sind durchschlagende Beweise dafür, daß der Großadmiral wie wenige die militärische Bedeutung der Uboote erkannt hatte.

b) Die Grundbedingung für die Schaffung solcher, wirklich den militärischen Anforderungen entsprechenden Uboote war die Konstruktion eines betriebs sichereren, schnelllaufenden (wegen der elektrischen Lademaschinen), nicht sehr schweren Motors von mindestens 850 P.S. Diese Maschinen stellten eine Höchstleistung der Motorenindustrie dar, und es wurde daher schon im Jahre 1908 eine großzügige Konkurrenz durch

Inbaugabe der 850 P.S.-Probemotoren bei den besten Firmen, Maschinenfabrik Augsburg, Germaniawerft, Fiat-Turin und Deutzer Gasmotorenfabrik in Auftrag gegeben.

Die Petrolmotoren der Firmen Körting und Daimler hatten sich als nicht entwicklungsfähig erwiesen. Der Vorwurf der Bevorzugung von Körting ist dadurch widerlegt, daß auf U 2 Daimler-Maschinen eingebaut wurden, die sich aber nicht bewährten, so daß überhaupt für Petrolmotoren nur Körting übrig blieb.

Von diesen Versuchsmotoren konnten nur die Augsburger Maschinenfabrik den Viertaktmotor und die Germaniawerft den Zweitaktmotor einigermaßen rechtzeitig vorführen. Allen anderen Firmen war dies noch nicht einmal bis Kriegsbeginn trotz aller Mühen und Kosten gelungen. Diese beiden Motortypen wurden nun — für die Boote der Kaiserlichen Werft Danzig der Augsburger Viertaktmotor, für die Boote der Germaniawerft der Zweitaktmotor — vorgesehen. Zur Mitarbeit an der Gewinnung eines brauchbaren Motors war also in der großzügigsten Weise die gesamte deutsche und sogar die ausländische (Fiat-Turin) Motorenindustrie angespannt worden, und die deutsche Marine hatte als erste einen 850 P.S.-Motor für Uboote. Leider arbeitete der Zweitaktmotor der Germaniawerft nachher bei weiteren Probelaufen nicht einwandfrei, was sich, wie weiter unten ausgeführt, bitter bemerkbar machen sollte.

c) Was die Anzahl der in Bau zu gebenden Boote anlangte, so war dafür, nachdem der Typ feststand, die Geldfrage maßgebend und außerdem der Gesichtspunkt, daß eine plötzliche sprunghafte Entwicklung vermieden werden mußte, denn die Privatindustrie war nur bereit, sich auf den Ubootsbau einzurichten, wenn ihr eine spätere gleichmäßige Beschäftigung auf diesem Gebiet in Aussicht gestellt werden konnte.

d) Die Flottennovelle (Ubootnovelle 1912) erhöhte die bisher zur Verfügung stehenden Gelder. Sofort wurden sehr energisch Boote bestellt. Im Jahre 1912 wurden die Boote U 27—30 (Kaiserliche Werft Danzig), ferner U 31—41 auf der Germaniawerft, U 42 bei Fiat-San Giorgio in Auftrag gegeben, zusammen 16 Uboote, eine bis dahin unerhörte Zahl. Außerdem wurde die Bausumme für ein auf der Weserwerft (Dampfboot) in Bau zu gebendes Uboot bereitgestellt, also für ein siebzehntes Uboot. Ich meine, durch diese Tatsachen ist der Beweis schlagend erbracht, daß nach Bewilligung der Ubootnovelle alles ge-

schehen ist, die vorhandenen Mittel zum Bau von Ubooten auszunutzen. In diesem Jahre wurde auch versucht, den Ubootsbau auf breitere Basis zu stellen. Es wurden folgende Werften angegangen:

Weserwerft: Dampfprojekt. Werft richtete Ubootskonstruktionsbureau ein.

Schichau: lehnte grundsätzlich ab.

Vulkan-Hamburg: lehnte ab, ein Konstruktionsbureau einzurichten, wollte nur fertige Pläne ausführen, falls ihm weitere laufende Aufträge zugesichert würden.

Fiat-San Giorgio: bekam einen Auftrag (U 42).

Für Euere Erzellenz füge ich hinzu, daß die Etatsabteilung damals in der energischsten Inbaugabe der Uboote und der dadurch herbeigeführten Festlegung der Gelder auf drei Jahre hinaus eine Verletzung des Budgetrechtes des Reichstages erblicken zu müssen glaubte.

e) Die Gründe, weswegen bei Kriegsbeginn nicht mehr Uboote an der Front standen, liegen lediglich an dem Versagen der Industrie, die nicht in der Lage war, die vom Großadmiral in Auftrag gegebenen Boote zu den von ihr angebotenen Terminen fertigzustellen.

Wir hatten bei Kriegsbeginn in Dienst (U 1 und U 2 fallen zu Schulzwecken aus):

U 3 bis U 18, U 19 bis U 27 = 25 Boote.

Wir hätten nach den von den Firmen angesagten Lieferungsterminen in Dienst haben müssen:

U 3 bis U 41 = 39 Boote.

Die Kämpfe mit der Industrie, die Bauverzögerungen zu vermeiden, das scharfe Eingreifen gegen die Germaniaerft durch den Staatssekretär persönlich, die Maßnahmen gegen den Inspekteur sind Ev. Erzellenz in Erinnerung. Der Ausfall an nicht gewonnenen militärischen Erfahrungen mit den neuen Booten U 23 bis U 26, U 31 usw., die über ein Jahr Bauverzögerung hatten, und das Fehlen ausgebildeter Kommandanten und Besatzungen wog natürlich fast ebenso schwer wie das Fehlen des Materials. Wir hätten am 1. August 1914 ganz anders dastehen müssen, wenn die Industrie, die heute den Mund so voll nimmt, gehalten hätte, was sie dem Großadmiral vertraglich aus eigenen Angaben versprochen hatte.

Der sachliche Grund für den größten Versager, das Fehlen der 11

Uboote der Germaniawerft U 31 bis U 41, lag an dem Zweitaktmotor dieser Werft, der im August 1911 auf Grund eines Probelaufs abgenommen war und der nachher nicht wieder zum Dauerbetrieb gebracht werden konnte, so daß wir gezwungen waren, um diese vielen Boote nicht endlos zu verzögern, bereits Ersatzmotore in Augsburg auf Kosten der Germaniawerft zu beschaffen.¹⁾

An diesen Verhältnissen hätte der Großadmiral auch nichts ändern können, wenn noch ein weiteres halbes Duzend Uboote im Jahre 1912 bestellt worden wären; auch diese hätten auf die Motore warten müssen. Ew. Excellenz ist bekannt, daß der verantwortliche Maschinenbau-Beamte von seiner Stellung entfernt wurde. Derselbe Herr wird in der Rede von Struve namentlich erwähnt als wertvolle Kraft, die nicht ausgenutzt wurde.

2. Zum Ubootsbau im Kriege kann ich aus eigener Erfahrung nur für den Anfang des Krieges mich äußern, da ich späterhin durch meine Aufgaben hier nicht mehr so im Bilde geblieben bin. Bei der Mobilmachung wurden planmäßig die vertraglichen Ms.-Boote bestellt, und zwar sofort die Weserwerft herangezogen, weil die Germaniawerft mit der Fertigstellung der noch rückständigen Boote U 31 bis U 41 und 5 österreichischer Uboote stark belastet war. Selbstredend wirkte dieser Rückstand aus dem Frieden hindernd auf den Bau neuer Boote. Vor allem kam es darauf an, die im Bau befindlichen Boote zu fördern. Daß dies energisch von der Unterseeboots-Inspektion aus geschah, mag der scharfe Brief des Reichs-Marine-Amtes vom Anfang August 1914 an das Generaldirektorium von Krupp in Essen beweisen, über den sich Krupp beschwerte. Schon damals wurde die Arbeiterfrage in die Hand genommen und Arbeiter von der Kaiserlichen Werft und Flensburg beschafft.

Die Neubauten konnten damals nach menschlichem Ermessen mit ihrer Bauzeit (18 Monate für das erste Boot) in diesem Kriege, wie wohl ganz Deutschland die Sache ansah, nicht mehr zum Tragen kommen. Diesen Vorwurf will ich für meine Person hinnehmen.

Aber sofort mit der Besetzung der flandrischen Küste faßte der Groß-

¹⁾ Die Zweitaktmotore sind endlich nach fast 1½ jähriger Verzögerung im Dezember 1914 betriebsklar geworden. Die in Augsburg bestellten Ersatzmotoren fanden auf anderen Booten Verwendung.

Anm. des Herausgebers.

admiral den Entschluß, die kleinen Boote zu bauen, die bis zum Frühjahr 1915 fertig werden konnten, um die flandrischen Häfen mit allen Mitteln auszunutzen. Die Ubootspezialisten rieten sogar von dem Bau solcher kleinen Boote ab. Der Staatssekretär befahl den Bau der 32 kleinen Boote und hat recht behalten, denn diese Boote haben, obwohl sie leider aus anderen Gründen nicht alle hier angesetzt wurden, treffliche Dienste geleistet und fahren heute noch mit Erfolg.

Ein Beweis für den Weitblick des Großadmirals ist die Tatsache, daß er sofort nach der Besetzung der flandrischen Küste, noch vor dem Einrücken der Marine-Division, als ersten Seeoffizier einen Ubootspezialisten dorthin entsandte, um die Häfen und Hilfsmittel vom Standpunkt der Ubootsverwendung aus zu prüfen. Auf diese Erkundung baut sich die heute so wirksame Ausnutzung der flandrischen Küste auf.

Über den weiteren Verlauf der Ubootsbeschaffung bin ich im einzelnen nicht mehr unterrichtet, es scheint mir allerdings auch, daß im Jahre 1916 eine Lücke in der Ubootsbeschaffung eingetreten ist. Man hat hier an der Front das Gefühl, daß nicht großzügig jedes nur mögliche Boot beschafft wird, sondern daß man verhüten will, ja nicht zu viel Uboote zu haben.

Zweifellos hat die Unsicherheit, ob Ubootskrieg oder nicht, ihre schädlichen Folgen auch auf die Ubootsbeschaffung gehabt, denn es liegt auf der Hand, daß nicht die letzte, äußerste Anstrengung für die Bereitstellung einer Waffe gemacht wird, wenn es noch ganz unsicher ist, ob diese Waffe jemals zur Anwendung kommt. Bei der Gesamtlage, die alles Rohmaterial und alle Arbeitskräfte für andere wichtige Kriegszwecke beanspruchte, war es sehr zu erwägen, ob es richtig sei, auf ungewisse Material und Arbeitskräfte anderen Stellen zu entziehen. Eine Reichsleitung, die nur wegen der zu geringen Bootszahl den Ubootskrieg nicht führen wollte, hätte durch eine bestimmte Zusage bei einer erheblichen Verstärkung (z. B. Verdopplung) der Bootszahl den Ubootskrieg aufzunehmen, zweifellos eine raschere Bereitstellung dieser Boote herbeigeführt und sich das Vertrauen erhalten. Dies ist der deutlichste Beweis, daß andere Gründe für das Verhalten der Reichsleitung vorlagen und die geringe Bootszahl nur ein Vorwand war.

Was die Heranziehung weiterer Werften anlangt, so ist die Forderung von Str. im wesentlichen berechtigt, ist ja auch tatsächlich geschehen. Die Argumente, die Herr v. G. anführt, treffen nicht zu. Von Geheim-

haltung der Bootskonstruktionen braucht man nicht mehr viel zu halten, nachdem die Engländer mehrere Boote in Händen haben.

Motoren werden auch auf Werften gebaut (z. B. Blom und Voß), die Entwicklung ist Sache der Marine. Es kommt zurzeit beträchtlich mehr auf die fabrikmäßige Vielfältigung der bestehenden Typen an als auf die Weiterentwicklung.

Für Ew. Erzellenz füge ich hinzu, daß die Baupolitik des Reichsmarineamts etwa seit Anfang 1917 von der Front noch viel schärfer angegriffen wird als von Herrn Str. Das hat aber mit dem Großadmiral nichts zu tun, im Gegenteil, man vermißt dessen Großzügigkeit und Tatkraft auf Schritt und Tritt.

Die letzten Bauaufträge sind alle auf scharfes Drängen der Front wesentlich vergrößert worden, als das Reichsmarineamt ursprünglich für möglich bezeichnet hatte.

Aus diesen Gesichtspunkten würde ich empfehlen, die Abwehr der Str.-Angriffe nur auf die Person des Großadmirals, seine Baupolitik vor und im Anfange des Krieges auszudehnen.

Über den Rahmen der Fragen des Herrn v. G. hinausgehend, möchte ich Ew. Erzellenz das Material zur Frage, ob wir im Frühjahr 1915 genügend Uboote zum Ubootskrieg hatten, auf Grund meiner Kriegserfahrungen folgende Tatsachen anführen:

Im Jahre 1915 erreichte ein Uboot das vierfache, im Jahre 1916 das dreifache der Erfolge des Jahres 1917, trotz der damals gültigen einschränkenden Befehle. Der Grund hierfür liegt in der zunächst nicht vorhandenen und erst allmählich sich entwickelnden Abwehr. Diese Abwehr, die namentlich in der Bewaffnung der Dampfer besteht, konnte gleichzeitig mit der Riesenaufgabe, eine starke Feldarmee mit der nötigen Artillerie zu versorgen, nicht rascher durchgeführt werden, als sie tatsächlich durchgeführt worden ist. England brauchte allein für die Ubootabwehr, vorsichtig geschätzt, 12 000 leichte Geschütze.

Wir haben diese Zeit der Überlegenheit unbenuzt verstreichen lassen und sahen uns im Februar 1917 vor eine ungleich schwierigere Aufgabe gestellt als 1915 oder 1916. Wir erreichen heute mit unserer Bootszahl bei aufreibendster Anspannung der Besatzungen und harten Verlusten das gleiche Monatsergebnis, das wir im Jahre 1915 mit einem Viertel, im Jahre 1916 mit einem Drittel der Boote mit verhältnismäßig leichter Mühe hätten erreichen können. Diese Bootszahlen waren

sowohl 1915 wie 1916 reichlich vorhanden. Den Vorwurf, diese Ausnutzung verhindert zu haben, könne alle die nicht von sich abschütteln, die gegen den Ubootskrieg geredet haben, und ebenso wenig können sie von ihren Händen das Blut abwaschen, das seitdem fließen muß, um gegen die Abwehr die notwendigen Erfolge zu erringen.

Dazu kommt der ganz wichtige Punkt, daß der Ausfall an Schiffsraum, der schon 1915 eingesetzt hätte, die ganzen Jahre sich dauernd als fehlend bemerkbar gemacht und ein derartiges Erstarren der englischen Armee, wie es 1916 der Fall war, verhindert und verlangsamt hätte.

Die Marine befand sich in den Jahren 1915 bis 1916 in der Lage einer Infanterietruppe, die dem Feinde, der seine Stellung noch nicht befestigt hat, gegenüberliegt und genau weiß, daß sie diese Stellung nehmen muß, weil anders der Feind nicht zu schlagen ist. Sie meldet, daß die Stellung leicht zu nehmen sei. Sie sieht täglich, wie der Feind sich stärker eingräbt, Drahtverhaue zieht, Artillerie aufstellt, meldet dies dauernd nach hinten, und bittet um die Erlaubnis, anzugreifen. Diese wird stets verweigert. Erst als der Gegner glänzend eingebaut ist, eine tadellose Abwehr geübt hat, da kommt die Angriffserlaubnis, und nun wundert sich alles, daß diese Stellung, von der erst gemeldet war, daß sie leicht zu nehmen sei, harte, langwierige Kämpfe und viel Blut kostet. Vielleicht begreift man heute solche Bilder leichter als die Ausführungen mit Marinebegriffen.

Wir betrachten es als eine Anmaßung, sondergleichen, daß Parlamentarier, Zivilisten sich ein Urteil darüber erlauben, ob die Streitmittel für eine militärische Aktion ausreichen, die die militärisch verantwortliche Leitung ansetzen will. Hat man jemals etwas davon gehört, daß z. B. jetzt vor Beginn der Westoffensive eine Volksvertretung die Bestände an Munition begutachtet hätte? Was würde wohl Ludendorff sagen, wenn man ihm mit solchen Dingen käme. Niemand im deutschen Volke würde dies begreifen, nur beim Ubootskrieg durfte jeder mitreden. Darüber, wie es heute mit uns stehen würde, wenn wir den Ubootskrieg selbst verspätet nicht geführt hätten, brauche ich nicht zu schreiben, meiner Ansicht nach müßten wir dann trotz der Stärke an der Westfront unsere Lage als verzweifelt bezeichnen. Man kann den Standpunkt, wir hätten 1915 und 1916 nicht genügend Uboote gehabt, nicht scharf genug bekämpfen, er ist eine bequeme Ausrede für alle die Leute, die jetzt im Grunde ihres Herzens fühlen, daß sie mit dem Widerstand gegen den

Ubootskrieg einen verhängnisvollen Fehler gemacht haben. Schließlich muß doch das Urteil der Leute, die mit den Ubooten arbeiten, das maßgebende sein und nicht das eines Außenstehenden.

Die vorstehenden Ausführungen habe ich wegen der Kürze der Zeit etwas rasch niederschreiben müssen, ich bitte daher gehorsamst, mit dem Stil nicht zu scharf ins Gericht zu gehen. Falls Ew. Erzellenz Vorstehendes zu einer Presseveröffentlichung benutzen wollen, bin ich sehr damit einverstanden. Wir haben viel zu lange zu diesen geschichtsfälschenden Treibereien geschwiegen.

Euer Erzellenz ergebenster

gez. Bartenbach.